

Zeitschrift: Die neue Schulpraxis
Band: 22 (1952)
Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE NEUE SCHULPRAXIS

AUGUST 1952

22. JAHRGANG / 8. HEFT

Inhalt: Wir besuchen ein Heimatmuseum – Österreich – Die Fragestunde – Zwei Waldspiele – Gummibändchen als Schreibhilfe – Freudiges Üben im Gesang – Wer hämmert da im Walde? – Zu vermieten . . . – Nachtrag zu: Das Bild der Heimat – Setze dich unter deine Schüler! – Neue Bücher

Wir besuchen ein Heimatmuseum Von Louis Kessely

Was für das Sprachverständnis vorausgesetzt werden muss

Diese Ansicht hat sich nun wohl überall durchgesetzt: Ein Sprachunterricht kann nur dann fruchtbar sein, wenn er auf Erlebnissen beruht, wenn das Wort erst auf die Sache folgt, wenn also der Benennung eine klare Vorstellung vorausgeht. Das Kind wird erst zur spontanen Mitteilung gedrängt, nachdem es innerlich ein Bild von der Sache hat, das Bedürfnis der Mitteilung ist also die natürliche Folge des innern Gepacktheits. Ohne Sinnenerlebnis kein verarbeitendes Tun, ohne aufnehmende Tätigkeit keine geistige Auseinandersetzung mit dem Stoff. Je länger, intensiver und genauer diese erste Stufe des Bildungsprozesses sich abspielt, um so tiefer und nachhaltiger sind die Sinneseindrücke, um so klarer und differenzierter ist auch die ausgeübte Tätigkeit der Darstellung in Form der Sprache.

Die visuellen Eindrücke üben bei der Schaffung von Sachnamen-Beziehungen bekanntlich die grösste Wirkung aus. Und zwar sollte der Gegenstand konkret, körperlich fassbar sein und wirklich vor dem Schüler stehen, damit er ihn nicht nur sehen, sondern unter Umständen auch betasten und so seine Struktur kennenlernen kann.

Wie rasch greifen wir oft bei der Veranschaulichung zur Gebärde, zum Wort, zur Zeichnung oder zum Bild. Diese Mittel mögen alle als Ersatz dienen; vollwertig sind sie niemals.

Fast in allen Gegenden unseres Landes gibt es Ortsmuseen, in denen lokalhistorisches, aber auch viel kulturgeschichtliches Gut von allgemeinem Wert, aus Stuben, Kammern und Estrichen zusammengetragen, zur Schau ausgestellt ist. Man sollte meinen, diese Sammlungen würden von den oberen Klassen der Primarschule, aber auch von den Sekundarschulen mehr zunutze gezogen. Hier ist eine Menge konkreter Objekte, die wir für die Begriffsbildung benutzen können, schön geordnet und meistens thematisch gruppiert ausbreitet. Was suchen wir denn aus Geschichtsbüchern, Bilderatlanten und Faustskizzensammlungen Abbildungen als Anschauungsmaterial mühsam zusammen und hätten doch in der Nähe ein Heimatmuseum?

Warum die Heimatmuseen von den Schulen im allgemeinen so wenig besucht werden

Tatsächlich gehören die Schulen nicht zu den regelmässigen Besuchern unserer kleinen Sammlungen landauf, landab, zum ehrlichen Leidwesen der

Museumswarte, die meistens mit einer rührenden Hingabe sich um die Pflege dieser Zeugen der Vergangenheit kümmern.

Wohl der triftigste Grund, warum viele Lehrer ihre Schüler nicht ins Heimatmuseum führen, ist das fehlende eigene Interesse an Altertümern, ist das Fehlen eines echten und tiefverwurzelten Heimatsinns. Oft befürchtet der Lehrer wegen der Vielfalt der ausgestellten Sachen eine Verwirrung statt einer Klärung der Begriffe, hie und da fühlt er sich in der Stofffülle selber unsicher; das Museumsgut erzeugt in ihm keine Bilder, die er mit warmem Mitgefühl den Kindern weitergeben könnte. Bei andern ist es ganz einfach der «Modergeruch», der jedem Museum anhaftet, die Gegenwartsferne dieser toten Objekte, was zu einer gewissen Scheu führt.

Wie der Museumsbesuch gestaltet werden sollte

Selbstverständlich wird der Lehrer das Museum zuerst allein besuchen, um mit dem Museumsgut etwas vertraut zu werden. Dann wird er sich in einem Plan zurechtlegen, was er mit den Schülern betrachten will. Wenn ein Museumsbesuch arm an Ergebnissen bleibt, ist daran nicht das Museum schuld, sondern dann fehlt es an der klaren Planung, aber auch an der Einsicht in die Fassbarkeit des kindlichen Geistes. Würde man sich nur diesen einen Satz einprägen: Ein Museum zu besuchen braucht Zeit. Wohl der grösste methodische Fehler, den man beim Besuch von Sammlungen (Museen, Gemäldesammlungen, Ausstellungen) begeht, ist die Meinung, es müsse alles und jedes betrachtet werden. Man kennt ja das Bild: Eine lebhaftere Schulklasse durchzieht gleichsam im Sturmschritt ein Museum. Das Interesse ist geteilt, da und dort bilden sich Grüpplein von Schülern, die dem Vortrag des Lehrers zuhören und seinen Erklärungen folgen, andere aber sind bald gelangweilt und übermüdet und vermögen die mannigfaltigen Eindrücke, die auf sie einströmen, nicht mehr zu verarbeiten. Der Lehrer wird nervös; er erwartet mehr Interesse und kann es nicht verstehen, dass die Schüler seinen gutgemeinten Erläuterungen keine grössere Aufmerksamkeit entgegenbringen. Der sprachliche Ertrag nach einem solchen «Wettlauf» durch das Museum ist dementsprechend mager. Vieles ist unverdaut geblieben und kann bei der Verarbeitung vom Schüler nicht mehr ins Bewusstsein gehoben werden. Ergeht es uns Erwachsenen nicht gleich, wenn wir z. B. nach einer Rundfahrt durch eine fremde Stadt die Sehenswürdigkeiten, die kaleidoskopartig an unserm Auge vorüberzogen, später sichten und ordnen wollen? Kommt uns da nicht alles durcheinander? Haben wir nicht auch Mühe, die gewonnenen Eindrücke unserm Gedächtnis einzuverleiben?

Soll der Museumsbesuch bei den Schülern einen bleibenden Gewinn abwerfen, so müssen wir uns zu bescheiden wissen und das Museum mit einer ganz bestimmten Absicht betreten. Wir dürfen nicht alle Gegenstände wahllos betrachten lassen, weil dies ja doch nur oberflächlich geschehen könnte, sondern müssen eine Auswahl treffen und den Schülern zielbewusste Beobachtungsaufgaben stellen. Das bedingt allerdings, dass wir nicht nur einmal, sondern mehrere Male das Museum aufsuchen. Lässt sich das praktisch nicht durchführen, so sollte wenigstens ein ganzer Tag für den Museumsbesuch reserviert werden. Je nach dem vorhandenen Museumsgut wird der Lehrer in seiner Vorbereitung etwa folgende Themen zur Betrachtung und Beschreibung auswählen: Wie sich unsere Vorfahren kleideten – In Urgrossmutter's

Küche – Wie unsere Altvordern schliefen – Die Geschichte der Beleuchtung – Von alten Pergamenten und Urkunden – Kirchliche Altertümer – Wie sich unsere Väter in den Schlachten verteidigten – Rüstungen und Kriegshandwerk früherer Zeiten – Wappen und Fahnen – Von alten Waagen und Gewichten.

Die Arbeit im Museum geschieht am besten in Gruppen von etwa vier Schülern. Jeder Schüler ist mit Notizblock und Bleistift ausgerüstet. Gute Zeichner halten die Gegenstände in einfachen Skizzen fest, andere beschreiben die Form, das Material, die Farben und versuchen die Funktion des Objektes herauszufinden. Wenn man die Schüler unvorbereitet das Museumsgut beschreiben lässt, wird man die Erfahrung machen, dass ihnen das sprachliche Rüstzeug fehlt. Es ist deshalb nötig, schon in der Schule den Museumsgang vorzubesprechen, indem man den Schülern im Epidiaskop Bilder von Trachten, alten Waffen, Beleuchtungskörpern usw. zeigt und sie mit der Sachsprache vertraut macht. Sie werden dann im Museum noch genug zu fragen haben, wenn man sie an das Objekt hinführt. Und meistens wird der Lehrer froh sein, wenn er einen gewandten Kustos als Cicerone zur Seite hat, der an seiner Stelle antwortet.

Die Erfahrung zeigt, dass die Schüler an dieser Arbeitsweise grosses Interesse haben. Das Museum wird zur Schulstube, wo im Sinne des Arbeitsprinzips neue Erkenntnisse selbsttätig erworben werden. Der Bildungswert dieser Unterrichtsweise besteht vor allem in der Möglichkeit der Veranschaulichung. Wenn die aufnehmende Tätigkeit gründlich war, werden die hier gewonnenen Begriffe nicht so schnell oder überhaupt nicht mehr verblassen. Neben die Verstandesbildung tritt auch die gemüthafte Seite.

Was wird für den Geschichtsunterricht gewonnen?

Es gibt wohl wenig Oberstufenlehrer, denen die einseitige Behandlung der Schweizer Kriegsgeschichte nicht schon im Innersten zuwider gewesen wäre. Abgesehen von einem verwerflichen Heldenmythos, in den man bei der zu starken Betonung des Kriegerischen gerne gerät, erweckt man im Schüler den Eindruck, als ob die Vergangenheit der Eidgenossen aus lauter Kampf bestanden hätte. Wenn auch das Kriegshandwerk bei unsern Vätern einen breiten Raum einnahm, gab es daneben doch auch wieder friedliche Zeiten kultureller Entwicklung. Von Kulturgeschichte sollten die Schüler auch in der Primarschule wenigstens eine Ahnung bekommen. Hier im Heimatmuseum spüren sie etwas von dieser andern Welt, da erfahren sie manches von den Lebensgewohnheiten in der «guten alten Zeit» oder von der Beschaulichkeit und dem Kunstverständnis früherer Generationen, so zum Beispiel, wenn sie fast bei jedem Gebrauchsgegenstand eine Verzierung entdecken und Zeugen eines blühenden Handwerkerstandes bestaunen können.

Der Anschauungsunterricht im Museum dient aber auch der Geschichtserzählung, denn er liefert die Bausteine dazu, nicht nur für die Schlachtenschilderungen, wo von verschiedenen Waffen der alten Eidgenossen und ihrer Feinde die Rede ist, sondern auch für die Darstellung kulturhistorischer Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. Man wird sich also nicht nur in der Waffenkammer aufhalten, obwohl die Buben wegen des in ihnen schlummernden «Indianertriebs» für alles, was mit Jagd und Kampf zusammenhängt, ein lebendiges Interesse aufbrächten. Nein, unsere Absicht ist es ja gerade, den Schülern die friedliche Zeit unserer Altvordern vor Augen zu führen.

Da ist ein Schreibtisch mit Papier, Gänsekiel, Galltinte und Streusanddose. Dort liegen unter Glas leuchtendrote Siegel in Holzkapseln verwahrt und mit rot-weiss oder gelb-schwarz gedrehten Schnüren versehen. Hier liegen in einem Glaskasten Kinderwäsche und eine ganze Täuflingsausstattung früherer Zeiten ausgebreitet, eine Fundgrube für die Mädchen, die über den zierlichen Spitzenborten, Bändchen und gestickten Blumen nicht aus dem Staunen herauskommen. Die Buben interessieren sich inzwischen für die Tracht eines Gesandten an der Pariser Konsulta, für den Frack und das Spitzenjabot, die mächtigen Stiefel und den unförmigen Regenschirm.

Durch die längere Beschäftigung mit dem Stoff, der vor alter Zeit von Menschenhänden erstellt und gebraucht wurde, wachsen im Schüler das historische Interesse und die Ehrfurcht vor dem Hergebrachten, vor der Tradition. Sein Wertempfinden wird geschult, indem er spürt, dass hier im Museum Dinge mit Liebe und Sorgfalt aufbewahrt werden, die wegen ihres Alters einen Wert darstellen. Ohne grosses Hinzutun beginnt der Schüler zu Hause, bei den Grosseltern oder bei einem alten Nachbarn nach Gegenständen mit historischem Wert zu suchen. Ob sie dann auch immer künstlerischen Wert besitzen, bleibe dahingestellt. Uns erscheint diese Interesseweckung am Alten, Ehemaligen, längst Vergangenen für den Geschichtsunterricht sehr wichtig zu sein. Der erste Schritt zum Geschichtsverständnis ist sicher das Herzenöffnen, wobei man auf der Primarschulstufe mehr an die gemüthhaften als an die intellektuellen Kräfte denkt. Der geschichtliche Gegenstand ist ein Schlüssel dazu, weil das Kind hinter dem Objekt den Menschen spürt, der mit ihm arbeitete, stritt, spielte, sich schmückte usw. Wir schaffen also mit dem Museumsbesuch eine nähere Beziehung zur Vergangenheit, indem wir den Gegenstand als Mittler benützen.

Wenn dieser Gegenstand dann noch mit einer geschichtlich erwiesenen Episode in Verbindung gebracht werden und man über die Herkunft des Sammelgutes etwas erzählen kann, dann ist die Wirkung, die davon auf das Kind ausgeht, besonders eindrucksvoll. So hat im Heimatmuseum Altstätten zum Beispiel jenes Richtschwert, womit das Todesurteil über die Kindsmörderin Anna Koch von Gonten vollstreckt wurde, auf die Schüler einen starken Eindruck gemacht. Auch die eisenbeschlagene Truhe, die von St.Galler Truppen in der Schlacht bei Murten erbeutet wurde, fand ein ungeteiltes Interesse.

Es bedarf dann später in der Schulstube oft nur noch eines Hinweises, um die Schüler ins Bild zu setzen. Und wo innere Bilder vorhanden sind, da ist die begriffliche Klarheit zum grössten Teil gewährleistet.

Die sprachliche Ausbeute

Wer davon überzeugt ist, dass jeder Schulunterricht in erster Linie der Kräftebildung und weniger der Wissensvermehrung dienen soll, wird auch den Museumsbesuch vor allem als Mittel zum Zweck betrachten. Der Schüler lernt nämlich dabei beobachten, vergleichen, schätzen, messen; er ist gezwungen, sich mündlich und schriftlich über das Gesehene auszudrücken, er bereichert also seinen Wort- und Formenschatz auf dem Weg über das Erlebnis.

An Hand der im Museum gemachten Notizen wird der Schüler in der Schule zuerst einmal einen mündlichen Bericht über das Geschaute abgeben. Hier wird es sich dann erweisen, ob seine Beobachtungen flüchtig und oberflächlich oder aber klar und gründlich waren. Denn wer etwas erklären, d. h.

klarmachen kann, beweist damit, dass er sich innerlich mit dem Gegenstand auseinandergesetzt hat und damit ins reine gekommen ist.

Der schriftliche Bericht wird zuerst die Eindrücke des orientierenden Rundgangs durch das Museum festhalten, bei dem es sich darum handelte, den Schülern ihre Spezialaufgaben zuzuweisen. Es lohnt sich, die Auswahl am Anfang den Schülern selbst zu überlassen und sie das beschreiben zu lassen, zu dem sie sich besonders hingezogen fühlen.

Dass auch die Rechtschreibung eine Zeitlang unter dem Thema «Museum» steht, ist selbstverständlich. In einem Diktat, in dem verschiedene fehlerhaft geschriebene Wörter vorkommen, kann der Lehrer zugleich die von den Schülern gefundenen treffenden Beifügungen verwenden. So entstand zum Beispiel folgendes Diktat*:

Im Heimatmuseum zu Altstätten sahen wir in einem Glaskasten farbige Siegel, an Deckenbalken bunte Wappen verschiedener Freiherren- und Grafengeschlechter. An der Wand hängen eiserne Panzer und scharfge Schwerte. Zerrissene Fahnen, eiserne Hellebarden und stachlige Morgensterne erzählten von blutigen Schlachten. Dafür berichteten die Bilder an der Wand von friedlichen Zeiten. Jakob Laurenz Custer ist in feuerrotem Frack mit Goldborten und gleicher Weste abgebildet. Feine Tüllstickereien schmücken den Halsausschnitt. Ein Kaufmann aus einem früheren Jahrhundert ist in pelzverbrämtem Mantel gemalt. Ein Briefbote hat ein dickes Tuch um den Kopf gebunden. Zur Ausrüstung der Männer gehörte auch eine lange Tabakpfeife, zu der der Frauen eine zierliche Brille an einem dünnen Stiel.

Der gesammelte Stoff an neuen Begriffen und Ausdrücken reicht zu formalen Übungen für mehrere Sprachstunden. Diese werden am besten dann angesetzt, wenn die Schüler mündlich über ihre Beobachtungen im Museum berichtet haben, wenn das sachliche Interesse also noch wach ist und die Notwendigkeit einer Sicherung und Vermehrung des Wortschatzes erkannt wird. Wir versetzen den Schüler damit in die Lage, den gesehenen Gegenstand möglichst treffend zu beschreiben. Nicht nur sein Wortschatz wird bereichert, auch die Sprachformen (Deklination und Konjugation) können geübt werden.

Nehmen wir als Beispiel das Thema «Kleidungsstücke unserer Urgrosseltern». Hier lernt der Schüler eine Menge neuer, in der täglichen Umgangssprache wenig gebräuchlicher Ausdrücke kennen. Er erfährt, was Halsrüschen, Mieder, Puffärmel, Halstücher, Faltenröcke, Radhauben, Gehröcke, Jabots, Brusttücher, Pluderhosen, Gamaschen, Dreispitzhüte, Schnallenschuhe usw. sind.

Bei der Frage nach dem Stoff wird auch das Eigenschaftswort als Beifügung geübt: Wir sahen Strümpfe aus Wolle = wollene Strümpfe, Schürzen aus Leinwand = leinene Schürzen, Röcke aus Seide = seidene Röcke, Rüstungen aus Eisen = eiserne Rüstungen, Geldkatzen aus Leder = lederne Geldkatzen, Mieder aus Samt = samtene Mieder usw.

Tätigkeiten beim Ankleiden: anziehen, anlegen, hineinschlüpfen, zuknöpfen, anschnallen, umbinden, darüberstülpen, aufsetzen, umwerfen, einhängen, umgürten usw.

Setzt das treffende Tätigkeitswort: eine Rüstung –, eine Schürze –, die Stiefel –, die Mantille –, den Zylinder –, die Geldkatze –, das Jabot –, den Gehrock –, die Krawatte –, die Schnallenschuhe –, das Halstuch –.

Wie sich ein Ratsherr früher kleidete (unvollendete Vergangenheit):

Er schlüpfte in die weiten Pluderhosen, zog die gemusterten Strümpfe und

* Die gesperrten Wörter waren von den Schülern falsch geschrieben worden.

die Schnallenschuhe an, band das Jabot um, legte den roten Frack an, umgürtete seine Hüften mit einem Ledergurt, stülpte die gepuderte Perücke über den Kopf, setzte den Dreispitzhut auf und begab sich wiegenden Schrittes und erhobenen Hauptes ins Rathaus.

Ähnliche Übungen für Mädchen nach einem Trachtenbild: Wie sich eine Bürgerfrau kleidete.

Zusammenfassung

Die vorliegenden Gedanken bringen keine «weltbewegenden» methodischen Neuerungen. Sie sind eine Fortsetzung der schon vor 30 Jahren von Richard Alschner befürworteten «lebenvollen Sprachübungen» und stellen einen bescheidenen Beitrag auf dem Weg zum «buchlosen» Sprachunterricht dar. So verstanden wollen sie lediglich als Anregung dienen, um den Lehrer zu ermuntern, die oft brachliegende Umwelt des Kindes vermehrt als Ausgangspunkt für die Sprachstunden zu nehmen.

Schülerarbeiten

Ein altes Wanderbuch

Ein Handwerksgeselle im 19. Jahrhundert, ein Spengler, besass, wie es damals Brauch, ja sogar Vorschrift war, ein Wanderbuch. Dieses nahm er jeweils mit auf die Wanderschaft, auch Walz genannt, und musste es dann in jeder Gemeinde, wo er arbeiten wollte, dem Polizisten oder dem Ammann vorweisen. Heute liegt das alte Wanderbuch vor uns, und wir vertiefen uns für einen Augenblick in den Gedanken, wie es in früheren Zeiten aussah. Heute gehen die Handwerker nicht mehr auf die Wanderschaft, denn alle Leute wollen fahren und überall vorüberhasten.

Wir können das Buch genau betrachten und beschreiben. Es hat eine dunkelgrüne, gesprenkelte Farbe und einen Rücken aus weisser Ziegenhaut. Auch die Eckenverstärkungen bestehen aus Ziegenhaut. Es ist schmal und dünn. Der Besitzer dieses Büchleins hiess Johann Jakob Vogt. Seine Gestalt wird so geschildert: Augen braun, Haare blond, Kinn rund, Stirne gewöhnlich, hoch 4 Schuhe 11 Zoll französisch Mass, besondere Zeichen: keine. Das Büchlein enthält Siegel, Stempel, Unterschriften und schwungvoll verzierte Namen. Dann steht auch noch darin, wo der Wanderbursche überall hingewandert sei, wie er sich betragen habe und noch mehr solche Kleinigkeiten.

5. Klasse, Knabe

Wie sich unsere Vorfahren kleideten

Mitten in einem Saal stand ein Glaskasten. Auf feinen Tüchern lagen alte Hüte, die um jene Zeit noch modern gewesen waren. Vorn lag eine schwarze Grillenhaube. Es war ein weites Rad. Das Bödeli war mit Goldpailletten verziert. Ein feiner, dunkler Plüschrand schmückte den Hut. Das Rad war durchbrochen von lauter Löchlein.

Daneben stand stolz der Biedermeierhut. Ein einfacher, farbiger oder geblümter Stoff wurde zu einem Hut verarbeitet, der einer Schüssel glich. Der Rand wurde gefältelt, und eine schöne Masche verzierte ihn.

Das Kapott war eine einfache schwarze Haube, die man nur am Hinterkopf trug. Eine schwarze gehäkelte Rüsche, verziert mit Pailletten, war vorn an den Stoff angenäht.

Unter den Hüten lagen hohe, aber auch kleine Regen- und Sonnenschirme. Eine Familie besass in den letzten Jahrhunderten nur einen einzigen Schirm. Darunter konnten alle Unterschlupf finden.

Wir wollten noch mehr betrachten und strebten einem Glaskasten zu. Darinnen lagen drei auseinandergefaltete buntbestickte Westen. Die starke Leinwand war schon am Zerfallen. Die Stickerien verfertigten die Frauen damals noch selbst. In einer schwarzen Weste steckte ein Jabot. Das ist ein feines Spitzentüchlein. Auf einem weissen Tüchlein war ein Fächer aus einem Büschel Gänsefedern ausgebreitet. Diese wurden meistens bemalt. Bunte Blumen schmückten jenen, der vor unsern Augen lag. Im Theater fächelten sich die Damen mit den Fächern frische Luft zu.

6. Klasse, Mädchen

Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen.

Goethe

Österreich

Von Oskar Hess

(Fortsetzung)

Salz in Österreich

Lager im Salzkammergut bei Bad Ischl und Hallstatt, bei Hallein und Hall im Tirol (östlich von Innsbruck). («Halle» = Siedhaus im Salzwerk; kommt vielleicht auch vom keltischen Wort «hal» = Salz.)

Das Salz wird in zugeleitetem Wasser aufgelöst und die gewonnene Sole durch Röhren den Sudhütten zugeführt. Dort verdampft in grossen Pfannen das Wasser wieder; das Salz bleibt zurück.

1949 wurden aus 745 000 m³ Sole 76 000 t Salz gewonnen und zur Hauptsache im Inland verbraucht. (Neue Zürcher Zeitung vom 21. August 1950.)

Das Salzvorkommen bei Hallstatt wurde während der älteren Eisenzeit (800–400 v. Chr.) bereits abgebaut und war damals die Ursache eines gewissen Wohlstandes. Reiche Schätze (Geräte und Waffen aus Bronze und Eisen) sind Zeugen jener «Hallstätter Kulturepoche».

«Die Saline Hall, gegründet um 1275, ist ungefähr gleich alt wie die Eidgenossenschaft.» Die schweizerischen Händler bezogen Salz aus Hall: «Der Transport der Salzfüsschen erfolgte gewöhnlich auf Sauntieren oder, wo es die Strasse erlaubte, auf Karren und ging über Innsbruck–Kempten an den Bodensee und von dort zu Schiff in die Schweiz. Am besten eignete sich dazu der Herbst, wenn die Luft weder für die Fässchen zu trocken noch für das Salz zu feucht war.» Hall lieferte uns Salz (wenn auch später in bescheidenerem Umfang) bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, das heisst bis zur Eröffnung der Saline Schweizerhall. (Aus: C. Pt., Die Saline Hall und die Schweiz, Neue Zürcher Zeitung vom 4. November 1951.)

Industrie

Das Vergleichen der Berufsgruppen Österreichs mit denen der Schweiz lässt die Schüler einen Schluss über die Bedeutung der Industrie in unserem Nachbarland ziehen.

Es waren beschäftigt	In Österreich (1939)	In der Schweiz (1941)
in Land- und Forstwirtschaft	1 422 800 = 39,2 %	414 900 = 20,8 %
im Bergbau	26 900 = 0,7 %	7 500 = 0,4 %
in Industrie, Handwerk und Baugewerbe . .	1 154 700 = 31,6 %	910 600 = 45,7 %
im Handel, auf Banken	272 000 = 7,4 %	198 500 = 10,0 %
im Gastgewerbe und Hausdienst	262 200 = 7,2 %	205 800 = 10,3 %
im Verkehr	190 700 = 5,2 %	76 700 = 3,9 %
in öffentlichen Diensten und andern Berufen	319 500 = 8,7 %	178 000 = 8,9 %
Total der Berufstätigen	3 648 800 = 100,0 %	1 992 000 = 100,0 %

In Österreich machen die Industriearbeiter nicht einmal einen Drittel der Berufstätigen aus; in der Schweiz hingegen arbeitet fast die Hälfte der schaffenden Bevölkerung in Industrie und Gewerbe.

Einheimische Naturschätze liessen in Österreich folgende Industrien entstehen (Atlas, S. 25):

Eisen-Grossindustrie (siehe Abschnitt über Eisenerze).

Die ausgedehnten Wälder des Landes speisen zahlreiche Sägewerke; aus ihnen werden aber auch Fabriken für Papier- und Zellstoffherstellung beliefert.

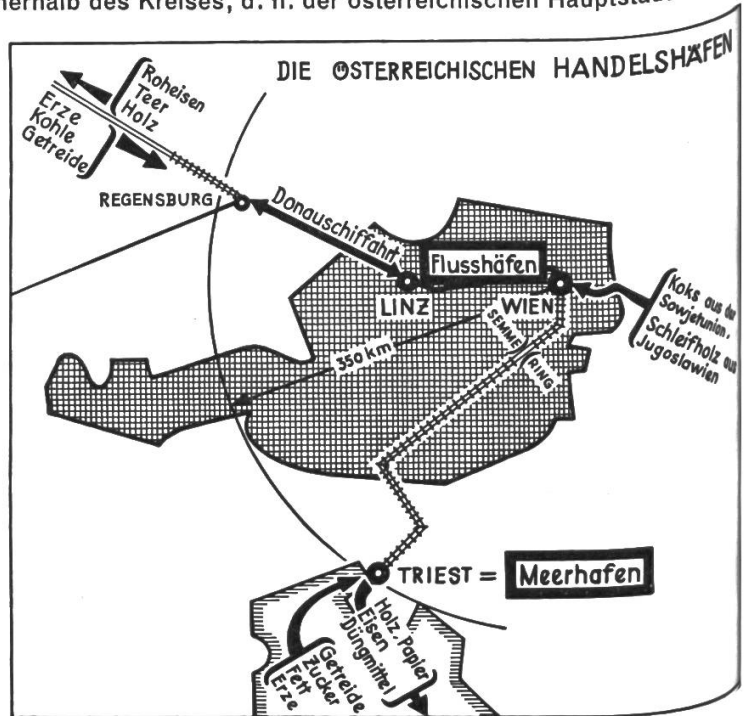
Die Textilindustrie ist wenig bodenständig. Aus einheimischer Schafwolle Herstellung von Lodenstoffen für Mäntel. Bedeutende Textilindustrieregionen Österreichs = Wiener Becken (Wolle, Baumwolle, Seide) und Gegend von Linz (Wolle).

Österreichs Handelshäfen

Aufgabe: Zieht im Atlas (S. 46) mit Hilfe des Zirkels einen Kreis, Zentrum = Wien, Radius = 350 km, und stellt fest, welche Küstengebiete innerhalb des Kreises, d. h. der österreichischen Hauptstadt am nächsten liegen!

Im Handelsverkehr Österreichs mit der Levante, mit Afrika und Amerika steht an erster Stelle der Hafen von **Triest**.

Umschlag im Triester Hafen (1949):
 Total 2665800 t
 Davon betreffen
 Österreich 1719900 t
 (= 65 % des Gesamtumschlages von Triest)
 Tschechoslowakei 212400 t
 Jugoslawien 79300 t
 Ungarn 66600 t
 (Lit.: Österreich und der Hafen von Triest, Neue Zürcher Zeitung vom 8. August 1950, und: Wiederbelebung des Donauverkehrs, Tagesanzeiger für Stadt und Kanton Zürich vom 23. August 1951.)



Österreichs Städte

Wien

Es zählte um 1800	230000	Einwohner
1880	726000	»
1900	1892000	»
1923	2059000	»
1949	1732000	»

Die Bewohner Wiens machen somit ungefähr ein Viertel der Gesamtbevölkerung des Landes aus (24%). Für den heutigen Staat ist die Hauptstadt viel zu gross; «das Land hat einen schweren Kopf» (Van Loon).

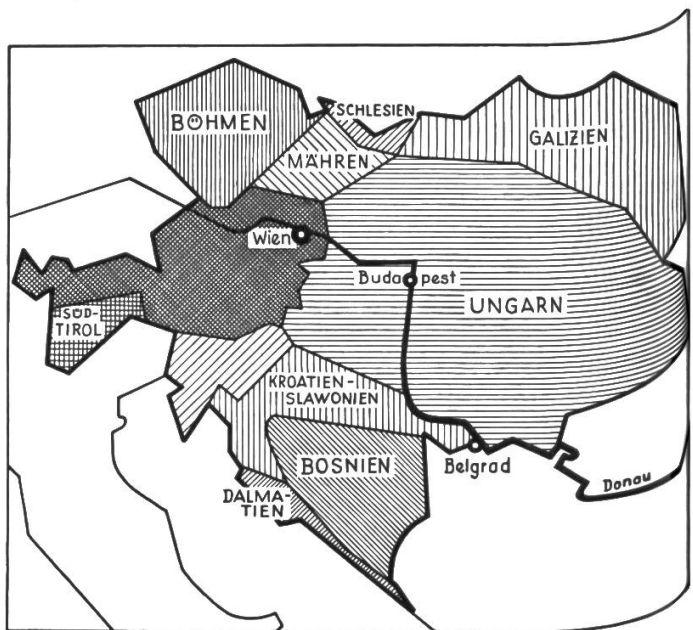
Atlas, S. 27: Wien liegt zudem ganz exzentrisch, am äussersten Ende des schmalen, langgestreckten Staates. Es war aber bis 1918 Mittelpunkt eines grossen Reiches mit 52 Millionen Einwohnern.

Aber nicht nur als Residenzstadt im Zentrum der Donaumonarchie war Wien gross geworden. Lage und Entwicklung der Stadt sind vielmehr naturgegeben:

Atlas, S. 45: Sie entstand dort, wo sich die drei Volksgruppen der Germanen, Magyaren und Slaven berühren, die alle früher im selben Reich vereinigt waren.

Die Bevölkerung der alten Doppelmonarchie Österreich-Ungarn bestand aus

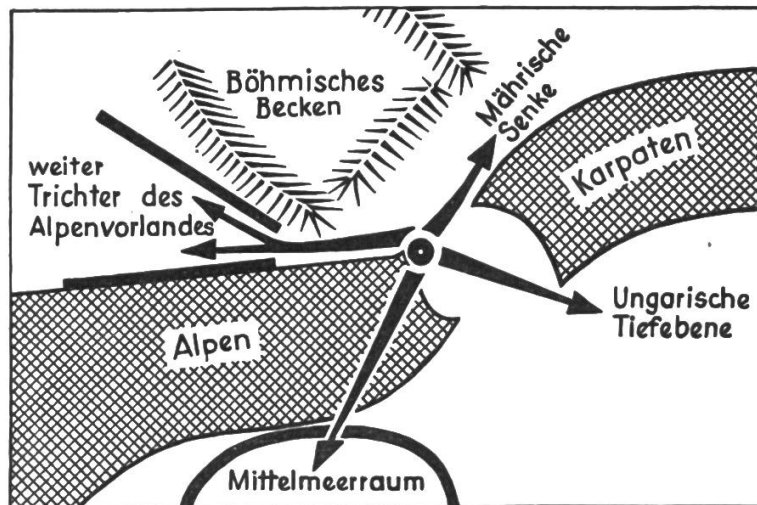
Slaven	47 %
Deutschen	25 %
Ungarn	19,5 %
Rumänen	7 %
Italienern	1,5 %



Atlas, S. 39 (Sprachenkarte): Wien liegt an der Donau; diese aber «bildete lange Zeit das wichtigste staatliche Band für das bunte Stammes- und Sprachengemisch der verschiedenen Völker, aus denen sich der österreich-ungarische Staat zusammensetzte» (Hennig-Körholz, Einführung in die Geopolitik).

Atlas, S. 27: Wien besitzt auch eine ausserordentlich vorteilhafte Verkehrslage: es liegt in der Lücke zwischen Alpen und Karpaten, wo die Verbindungslinien Osteuropa und Böhmen mit Italien, Westeuropa und Süddeutschland mit Ungarn und dem Orient wie in einer Hand zusammengegriffen erscheinen.

Atlas, S. 51: Wien sitzt somit wie eine Spinne im 8strahligen Bahnnetz, dessen Fäden, nach allen Himmelsrichtungen gezogen, ganz Europa durchspannen.



Atlas, S. 37 (Stadtplan): Die Altstadt liegt auf einer Terrasse am Fusse des Wienerwaldes, geschützt über dem (von der einst stark verwilderten Donau überpendelten) Talboden, dort wo die Römer schon ein Kastell errichtet hatten: Vindobona.

Der Stephansdom (Turm 138 m hoch), im 14. Jahrhundert erbaut, überragt hoch alle Dächer des Stadtkerns.

Die lärmende Ringstrasse mit ihren eleganten Läden umschliesst an Stelle der im 13. Jahrhundert gebauten und 1858 geschleiften Ringmauer die Altstadt mit ihren engen Gassen und stillen Winkeln. An jener Grossstadtstrasse stehen bei prächtigen Gärten Hofburg, Rathaus, Parlamentsgebäude, Burgtheater, Oper und Votivkirche.

Zwischen Ring und äusserer Gürtelstrasse (wo einst zweiter Befestigungswall) verlaufen radial die Hauptstrassen der ehemaligen Vorstädte. Bei prunkvollen Palästen liegen herrliche Parks. Ausserhalb des Gürtels treffen wir Industrieviertel, die Arbeiterbezirke Favoriten, Ottakring, Brigittenau, aber auch Villen und Gärten sowie die Schlossanlagen von Schönbrunn.

Bewaldete Höhen des Wienerwaldes umstehen im Halbrund die Stadt (unter ihnen die bekannten Aussichtspunkte des Leopoldsberges, Kahlenberges und des Hermannskogels); Rebberge schmücken ihren Fuss.

«Das ist der segensreiche Winkel, wo sich in vielen Erdalten die kleinen Weindörfer ducken (Nussdorf, Grinzing, Sievering), wo an den Hängen und auf den Hügelkuppen Reben sich neben Reben drängen und hellrosig die Pfirsiche blühen» (R. H. Bartsch).

Zwischen Donau und Donäukanal liegt der Prater (von lat. pratium = Wiese) mit frischgrünen Matten, lauschigen Plätzen unter alten Bäumen neben lärmgefüllten Vergnügungstätten.

Weite Fabrikanlagen breiten sich jenseits der Donau auf der grossen Ebene des Marchfeldes aus: Stadtteil Floridsdorf.

Wien, die Stadt der Musik; denn hier wirkten und starben: Gluck († 1787), Haydn († 1809), Mozart († 1791), Beethoven († 1827), Schubert († 1828), Bruckner († 1896), Brahms († 1897), Johann Strauss († 1899).

Die übrigen Städte sollen in dieser Darstellung nur erwähnt werden:

(Einwohnerzahlen von 1949)

Graz	220000 E. Hochschulen, bedeutendes Industriezentrum.
Linz	182000 E. Eisen-, Textil-, chemische Industrie, Donauhafen, Schiffswerften.
Salzburg	106000 E. Eine der schönsten Städte der Erde mit prachtvollen Bauten. Festspiele.
Innsbruck	97000 E. Universität, Textilindustrie, Fremdenplatz.
Klagenfurt	66000 E. Verschiedene Industrien.
St.Pölten	41000 E. Metall- und Textilindustrie.

Wiener Neustadt	32000 E. Industrieort (Eisen).
Bregenz	21000 E. Bodenseehafen.
Feldkirch	15000 E. Verkehrspunkt an der Arlbergbahn (Arlbergtunnel 10 km). (Angaben nach A. Muraueer.)

Literatur

N. Lichtenecker, Österreich. Handbuch der Geographischen Wissenschaft.

A. Muraueer, Die Republik Österreich. Graz 1950.

Annuaire statistique des Nations Unies 1950. New York 1950.

Finanz-Compass. Wien 1951.

Statistisches Jahrbuch der Schweiz für 1949/1950. Bern 1950/51.

The Statesman's Year-Book. London 1950.

Atlas = Schweizerischer Sekundarschulatlas. 5. Auflage 1950.

Die Fragestunde

Von Jakob Menzi

Ein alter pädagogischer Grundsatz lautet: «Eine Schülerfrage ist mehr wert als zehn Lehrerfragen.» Er hat seine Berechtigung, obwohl man ihn natürlich nicht zu wörtlich nehmen darf. Auch Lehrerfragen sind oft angezeigt, sofern sie dem Kinde nicht die halbe Antwort auf die Zunge legen, sondern es zu zusammenhängendem Sprechen anregen.

Der grosse Wert der Schülerfrage liegt darin, dass der Fragende, und mit ihm die ähnlich denkenden Mitschüler, eine grosse innere Bereitschaft für die Antwort zeigen. Wieviel des täglich zubereiteten Bildungstoffes geht nur dadurch verloren, dass die Bereitschaft zur Aufnahme nicht bei allen vorhanden ist. Schülerfragen während der Unterrichtsstunden in den verschiedenen Fächern müssen daher dem Lehrer sehr willkommen sein, denn sie verraten den Grad der Teilnahme am Unterricht und weisen oft Wege für die Gestaltung des Stoffes. Da der Fragenkreis innerhalb einer Lektion aber verhältnismässig eng begrenzt ist, können viele Dinge, die die Kinder brennend interessieren, selten zur Sprache kommen. Sie können aber in einer periodischen Fragestunde (z. B. jede Woche einmal) vorgebracht werden.

Die Schüler der Elementarstufe kennen noch kaum Hemmungen in Bezug auf ihre Fragen, sofern ihnen nicht unvernünftige Eltern das Fragen schon frühzeitig abgewöhnt haben, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus Angst, vor der zunehmenden Kritiklust der Kinder nicht mehr bestehen zu können. Und da die Schüler der Unterstufe noch nicht imstande sind, ihre Gedanken ohne Schwierigkeiten zu Papier zu bringen, ist hier im allgemeinen die mündliche Fragestellung am Platze. Da auch die Fragen der Kleinen mitunter nicht ohne weiteres erledigt werden können und oft nach entsprechenden Veranschaulichungsmitteln rufen, ist es zweckmässig, die Fragen zuerst nur zu notieren. Sie werden in einer späteren Stunde behandelt, wenn sie geordnet und die nötigen Hilfsmittel bereitgestellt sind. Auf der Realstufe, teilweise auch schon in der 3. Klasse, werden die brennendsten Fragen gern verschwiegen, teils aus Angst, eine «dumme» Frage zu stellen, teils, weil die Kinder im Umgang mit den Erwachsenen bereits erfahren haben, dass gewisse Dinge verschwiegen, andere heimlich belächelt werden. Es bleibt hier deshalb nichts anderes übrig, als die Fragen anonym stellen zu lassen. Zu diesem Zwecke liegen Zettel bereit, auf die die Fragen geschrieben werden können. Hierauf werfen sie die Schüler in den Fragekasten. Etwa einmal in der Woche wird der Kasten geleert. Die

Fragen werden geordnet, was natürlich nach verschiedenen Gesichtspunkten geschehen kann. In der Fragestunde, die also eigentlich eine Antwortstunde ist, werden einzelne Gruppen herausgegriffen, andere zurückgestellt zu späterer Behandlung mit neu eingehenden ähnlichen Fragen. Natürlich werden bei der Beantwortung die Schüler so viel wie möglich zur Mitarbeit herangezogen.

Die 86 Fragen der folgenden 5 Gruppen sind die Ausbeute dreier Wochen am Anfang eines vierten Schuljahres. Die Zusammenstellung zeigt, dass hier nicht mehr die Fragen nach der Herkunft und Herstellung der Dinge des täglichen Lebens überwiegen wie in den ersten drei Klassen, sondern die Fragen nach Geheimnissen und Wundern des irdischen Lebens und des Weltalls. Fast die Hälfte der Fragen lässt sich hier einordnen. Daneben beginnen technische Wunder und Daten die Schüler (besonders die Buben) zu fesseln. Die vielen Fragen nach der Grösse der Dinge zeigen deutlich das Streben nach der grossen Welt, die Sehnsucht, selber gross zu sein. Nur 11 Fragen beziehen sich auf kulturelle Einrichtungen, wie Gehorsam, Schule, Sprache usw. Eine einzige Frage betrifft Übersinnliches.

Ich bin mir bewusst, dass diese Einteilung willkürlich ist und dass die Zahl der Fragen zu den einzelnen Gruppen von Klasse zu Klasse verschieden ausfallen würde. Obwohl den Zahlen also eine gewisse Zufälligkeit anhaftet, erkennen wir daraus doch, dass das Kind zu Beginn der Realstufe (sie trägt nicht umsonst diesen Namen!) in die Tiefen und Geheimnisse der realen Dinge eindringen möchte. Es begnügt sich nicht mehr mit der Vielfalt der äusseren Erscheinungen und mit der blossen Benennung der Dinge, sondern möchte hinter die Geheimnisse des Lebens kommen. Es taucht auch immer wieder die Frage nach dem Grossen und Erhabenen auf, sei es nach der mächtigsten Königin der Welt, der dicksten Tanne, der Grösse des Walfisches oder der Ozeandampfer.

Betrachten wir nun die einzelnen Gruppen etwas genauer, um anschliessend die Folgerungen für den Unterricht abzuleiten.

1. Die Fragen nach der Herkunft der Dinge. Die 17 Fragen dieser Gruppe (rund $\frac{1}{5}$) beziehen sich auf Herkunft und Herstellung der Dinge des täglichen Lebens. Für die Beantwortung werden wir einmal die einzelnen Dinge sammeln müssen, um sie genau betrachten zu können. Ferner suchen wir passende Bilder und anderes Anschauungsmaterial zusammen. Wir ordnen die Fragen nach pflanzlicher, tierischer und mineralischer Herkunft, was bei der Erklärung manche Doppelspurigkeit verhüten lässt. Farben und Knöpfe, die aus verschiedenen Materialien hergestellt werden, leiten von einem Gebiet zum andern über. So bietet die Beantwortung der Fragen einer Gruppe einen Überblick über den Zusammenhang der Dinge, der weit über die Absicht der einzeln gestellten Fragen hinausgeht. Wenn einzelne Fragen nicht in den Rahmen hineinpassen, vertrösten wir die Fragesteller auf eine spätere Stunde. Die 17 Fragen dieser Gruppe lauten:

Wie macht man . . . Woraus macht man . . . Wie entsteht . . . Woher kommt . . . Wo gibt es . . . :
Zahnpasta, Farbe, Tinte, Kreide, Schwämme, Bleistiftminen, Kork, Gummi, Glas, Knöpfe, Zelluloid,
Blei, Leder, Schuhe, Zucker? Wo gibt es Chamäleon?

2. Die Fragen nach Wundern der Natur. Diese Gruppe zählt weitaus am meisten Fragen (35 von 86). Es wird nicht nur nach allerlei merkwürdigen Naturerscheinungen gefragt, sondern auch nach den Geheimnissen des Weltalls, worüber die Kinder schon dies und jenes gehört und gelesen haben

mögen. Merkwürdigerweise bezieht sich keine einzige Frage auf Krankheiten. Hingegen wird immer wieder nach der Grösse der Dinge gefragt, auch nach der des Weltalls. Für manche Frage sind die Kinder noch zu wenig reif, für andere gibt es überhaupt keine eindeutige Antwort. Das sollen die Kinder wissen; sie sollen auch in Ehrfurcht über diese Wunder staunen lernen. Wenn wir diese Fragen in Untergruppen zusammenfassen, lassen sie sich gemeinsam beantworten. Es braucht gar nicht immer lange Ausführungen, denn das Kind begnügt sich oft mit naheliegenden Erklärungen, wo wir Erwachsenen erst zu fragen anfangen. Dies gilt vor allem auch für die Geheimnisse des keimenden Lebens, nach denen die Kinder selten direkt fragen. Wenn gelegentlich die Frage nach der Herkunft der Kinder gestellt wird, ist zu empfehlen, mit dem betreffenden Schüler (sofern er sich unaufgefordert meldet) Rücksprache zu nehmen. Bei dieser Unterredung merken wir gar bald, wie weit das Kind aufgeklärt ist und wie sich die Eltern dazu stellen. Wir werden ihm vor allem klar machen müssen, dass die Behandlung so intimer Fragen nicht vor die Klasse gehört. Ist der Fragende nicht bekannt, so werden wir dem Verständnis angepasste Vergleiche aus dem Pflanzenleben heranziehen (Früchte des Apfelbaumes u. ä.). Auf keinen Fall dürfen wir eine solche Frage einfach unterschlagen. Damit würde der Sinn der Fragestunde in Frage gestellt.

Die 35 Fragen dieser Gruppe sollen einzeln aufgeführt werden, weil sie ein reichhaltiges Bild über den Wissenshunger der Kinder geben. Sie lauten:

Wie dick wird die dickste Tanne? – Wie gross ist der grösste Mann der Welt? – Wie gross ist die Erde? – Wie schwer ist der grösste Walfisch? – Wie tief ist das Meer? – Wie weit ist der Mond weg? – Warum schlafen die Marmeltiere den ganzen Winter? – Warum wohnen die Fische im See? – Warum ist der Esel so dumm? – Warum sind die Mäuse so flink samt den kurzen Beinen? – Warum haben die Giraffen einen langen Hals? – Kann der Leu auf die Bäume klettern? – Mag der Bär einen Menschen töten? – Warum haben die Menschen zwei Beine und die Tiere vier? – Warum können die Fische ohne Beine schwimmen? – Warum kann man singen? – Wie lange kann das Kaninchen leben? – Warum wächst das Haar? – Wächst die Nase auch? – Warum tun viele Leute nachwandeln? – Warum schwatzen viele Leute im Traum? – Warum ist die Luft blau? – Warum ist der Himmel blau? – Warum sind die Wolken weiss? – Warum ist der Mond so kalt und die Sonne so heiss? – Ist es warm oder kalt bei Sonne, Mond und Sternen? – Ist die Welt (Erde) auch ein Stern? – Gibt es auch Sterne, da Leute darauf wohnen? – Warum ist die Erde immer warm? – Wie entstehen Berge? – Warum ist Salz im Meer? – Warum regnete es in M und in N nicht? – Wie heisst das erste Menschenpaar, und wie entstand es? – Warum wachsen die Kälber schneller als die Kinder? – Warum können aus einer Erde so viele Arten Früchte wachsen?

3. Die Fragen nach Wundern der Technik. Die Fragen dieser Gruppe machen ziemlich genau einen Viertel aller Fragen aus. Sie sind, soweit das Verständnis der Schüler ausreicht, meist eindeutig zu beantworten. Auch hier ist die Vorliebe für Grosses und Imponierendes vorhanden. Oft tritt auch die Frage nach dem Preis auf. Da vor allem die Knaben nach den Wundern der Technik fragen, können wir diese Dinge mit ihnen allein besprechen, z. B. während einer Handarbeitsstunde der Mädchen. Die 22 Fragen technischer Natur lauten kurz zusammengefasst:

Wie schwer . . . Wie gross . . . Was kostet . . . : ein Velo, ein Segelflieger, der grösste Bomber, ein Flugzeug, ein Ozeandampfer, ein Leuchtturm? – Wie schnell fliegt . . . der Zeppelin, das schnellste Flugzeug? – Warum gehen Schiffe nicht unter, wenn sie doch so schwer sind? – Wie macht man Hängebrücken? – Wie hoch kann man mit einem Flugzeug fliegen? – Kann man auch auf die Sonne . . . auf den Mond fliegen? – Wer hat das Flugzeug . . . die Uhr erfunden? – Wie viele Flugzeuge . . . Flabgeschütze hat die Schweiz? – Wie kann man auf schroffen Felsen Burgen bauen? – Warum raucht es zum Kamin heraus und nicht zum Ofen? – Warum sieht man mit der Brille besser? – Warum sieht man mit einem Feldstecher alles näher?

4. Die Fragen nach menschlichen Einrichtungen. Diese verhältnismässig kleine Gruppe (rund ein Achtel der Fragen) lässt erkennen, dass sich das Kind im allgemeinen in diesem Alter noch in die Ordnungen der Welt einfügt, was mit eintretender Pubertät nicht mehr unbedingt der Fall ist! Und doch sind hier schon Fragen anzutreffen, die bei einzelnen auf allerlei Schwierigkeiten schliessen lassen. Die Beantwortung solcher Fragen kann zu einer Sittenlehrlektion im besten Sinne gestaltet werden, in der dem Kinde die Erkenntnis aufgeht, dass nicht alles Unangenehme unbedingt dazu da ist, einem das Leben sauer zu machen, dass es vielmehr auf die Einsicht und die daraus entspringende Einstellung zu den Dingen ankommt. Die 11 Fragen lauten:

Warum müssen die Kinder den Eltern gehorchen? – Warum müssen wir zur Schule gehen? – Wieso fängt nicht in allen Kantonen das Schuljahr gleich früh an? – Wer erfand das Rechnen? – Wer konnte zuerst schreiben und wer zuerst lesen? – Wieviel kostet ein Schulhaus? – Was für eine Sprache hatten Maria und Joseph? – Ich möchte Renato einmal italienisch sprechen hören! – Wo ist die grösste Königin der Welt? – Wie viele Soldaten haben die Vereinigten Staaten? – Warum heisst die Zentrifuge so?

5. Die Frage nach Übersinnlichem. Die einzige Frage dieser Art lautet:

Aus was lebt der Teufel?

Ob diese Frage durch das Sprichwort «In der Not frisst der Teufel Fliegen» veranlasst wurde, ob sie scherzhaft gemeint oder im Ernst gestellt wurde, entzieht sich meiner Kenntnis, weil der Fragende anonym blieb.

Ein Vergleich dieser fünf Fragegruppen mit Zusammenstellungen von Schülerfragen der 1. bis 3. Klasse zeigt, dass dort Fragen nach Märchengestalten und Fabelwesen, wie Hexen, Riesen, Zwergen, Drachen, Gespenstern usw., aber auch nach dem St. Nikolaus, dem Osterhasen usw., sehr häufig sind. Das Fehlen solcher Fragen im 4. Schuljahr lässt den Abschluss des Märchenalters erkennen.

In der Fragestunde gibt es kaum unaufmerksame Schüler. Es werden ja Dinge besprochen, nach denen das Kind selber mit innerstem Interesse fragt. Abgesehen von der dadurch erreichten Erweiterung des kindlichen Horizonts und der Vermehrung seines Wissens, gibt die Fragestunde den Schülern das vielleicht unbewusste Gefühl, dass man in der Schule auch auf das Antwort bekommt, was einen am brennendsten interessiert, und dass man nicht bloss mit Dingen abgefüttert wird, auf die man von sich aus meist nicht verfallen würde. Durch viele Beziehungen, die von der Fragestunde zu behandeltem oder noch zu behandelndem Stoff gewonnen werden, lernt es auch einsehen, dass manches erst dadurch interessant wird, dass man sich damit abgibt und ihm durch Fragen näherzukommen sucht. Wer die Fragestunde einmal eingeführt hat, wird sicher feststellen, dass das Fragealter mit dem Eintritt in die Schule durchaus nicht vorbei ist.

Um die oft zeitraubende Orientierung für den Lehrer zu erleichtern, sei zum Schluss auf einige Nachschlagewerke verwiesen, die geradezu für den Wissensdurst unserer Schüler zugeschnitten sind. Neben einem Konversationslexikon als zuverlässigem Berater bietet der Schweiz. Pestalozzikalender immer wieder viel Wissenswertes. Über Erfinder und Erfindungen orientiert in vorzüglicher Weise das Buch «10000 Jahre Schaffen und Forschen», von Bruno Kaiser (Verlag Kaiser & Co., Bern). Es enthält sehr viele ausgezeichnete, klare Holzschnittillustrationen.

Zwei Waldspiele

Das erste Spiel kann nur in einer mit Gestrüpp durchsetzten Waldpartie mit guten Versteckmöglichkeiten gespielt werden. Mitten auf einem Waldweg (Abb. 1) oder in einer Weggabelung (Abb. 2) ohne Fahrzeugverkehr liegt als Malzeichen ein Ball (M) oder irgendein anderer auffälliger Gegenstand. In je 50 bis 100 Schritt Entfernung vom Malzeichen werden die Verstecke der beiden Parteien A und B abgegrenzt. Auf Pfiff des Lehrers (L) schicken die Anführer (Häuptlinge) beider Parteien je einen Läufer gegen das Malzeichen. Die andern Schüler dürfen das Versteck nicht verlassen. Der Läufer denkt: «Ich muss den Ball (M) vor meinem Kameraden aus dem feindlichen Lager berühren. Dabei darf ich aber vom andern Läufer nicht erkannt werden, bevor ich selbst den Ball berührt habe. Wenn ich also sehr rasch springe, bin ich vielleicht am Ball, bevor der feindliche Läufer so nahe ist, dass er mich erkennt und beim Namen ruft. Ich kann aber auch langsam und vorsichtig vorgehen und nur bis zur letzten Deckung vorschleichen, um von dort aus den Gegner zu erspähen. Ich muss seinen Namen rufen, bevor er den Ball berührt.»

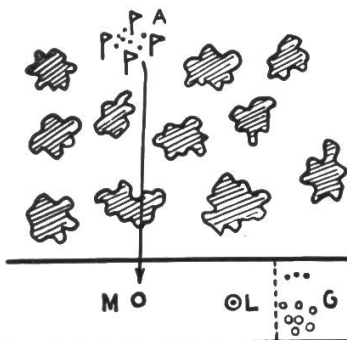


Abb. 1

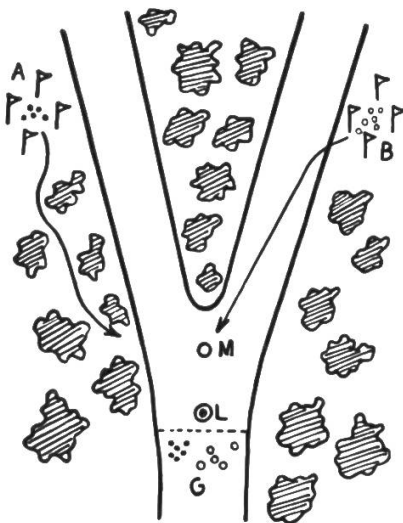


Abb. 2

Spielregeln: Wer zuerst den Ball berührt oder zuerst des Gegners Namen ruft, hat gesiegt und darf in sein Lager zurückkehren. Der Verlierer ist gefangen und kommt ins Gefangenenerlager (G). Die Gefangenen beobachten von ihrem günstigen Standort aus mit grösster Spannung den weiteren Spielverlauf. Wer einen falschen Namen ruft, gilt als gefangen. Die Häuptlinge beider Parteien bezeichnen die Schüler, die beim nächsten Pfiff des Lehrers zu laufen haben. Als Sieger zurückkehrende Läufer dürfen sofort wieder ausgeschickt werden. Die Häuptlinge dürfen auch selber auslaufen, müssen aber vorher Stellvertreter bezeichnen. Wird ein Häuptling gefangen, so sorgt sein Stellvertreter dafür, dass das Versteck nur auf Pfiff des Lehrers und nur von einem einzigen Läufer verlassen wird.

Der Lehrer (L) steht in der Nähe des Balles und regelt von dort aus den Spielverlauf. Er beobachtet, wie manche Draufgänger rasch auf den Ball losstürmen und wie wiederum die Vorsichtigen mehr oder weniger geschickt gegen den Ball anschleichen. Wenn zufällig zwei besonders zaghafte Läufer zusammentreffen, ist innert nützlicher Frist keine Entscheidung zu erwarten, weil sich keiner der beiden weit genug vorwagt. Der Lehrer schickt dann mit Doppelpfiff die beiden Läufer in ihr Lager zurück und verlangt zwei neue Läufer. Das Spiel ist beendet, wenn sämtliche Spieler einer Partei ins Gefangenenerlager versetzt sind.

Knaben und Mädchen der 4.-8. Klasse nennen das Spiel «Indianerlis» und spielen es mit grosser Begeisterung.

*

Das zweite Spiel soll in einem etwas übersichtlicheren Hochwald gespielt werden. Die beiden mit roten und blauen Bändern gekennzeichneten Spielparteien warten im gleichen Zielfeld, bis der Lehrer den Ball im Walde versteckt hat. Ein Pfiff, und sämtliche Schüler stürmen aus der Abgrenzung, um den Ball zu suchen. Findet ein Schüler der roten Partei den Ball, so ruft er: «Rot!» Darauf retten sich die Blauen schleunigst ins Zielfeld, denn die Roten sind jetzt die Schützen und trachten danach, möglichst viele Blaue zu treffen, bevor diese die Zielgrenze überschritten haben. Jeder Treffer zählt einen Punkt. Die Schützen dürfen sich den Ball gegenseitig zubieten; sie dürfen ihn aber auch tragen und damit den Flüchtenden nacheilen. Wenn alle Blauen das Ziel erreicht haben, kann der Lehrer den Ball aufs neue verstecken. Die Blauen hoffen natürlich, dass diesmal einer der Ihren den Ball entdecke und dadurch die Blauen die Schützen würden. Fr.

Gummibändchen als Schreibhilfe Von Hans Gentsch

Körper-, Hand- und Federhaltung sind für den Schreiberfolg von grosser Bedeutung (vgl. Neue Schulpraxis, November- und Dezemberheft 1950). Die schlechte Schrift vieler Menschen ist sehr oft auf Haltungsfehler zurück-

zuführen. Die Steilstellung des Schreibgerätes in einen Winkel von etwa 45° zur Schreibfläche ist eine der schwierigsten technischen Anforderungen an die Kinderhand (Abb. 1). Die meisten Schüler halten Bleistift und Federhalter zu flach (Abb. 2). Anstatt am Zeigefingerknöchel liegt der hintere Teil des Schreibgerätes in der Grube zwischen Daumen und



Abb. 1



Abb. 2

Zeigefinger. Dies bedingt, dass die Zeigefingerspitze einen Druck ausüben muss, damit die Schreibspitze mit dem Papier Kontakt bekommt. Von allen mit dieser flachen Federhaltung verbundenen Behinderungen ist der eingeknickte Zeigefinger, das berühmte «Knödli», die auffälligste. Die Feder schleift gleichsam «auf dem Bauch», die Striche weisen wenig Nuancierung auf, die Schrift wirkt teigig. Die Folge einer zu flachen Federhaltung ist meist eine äusserst schwere Verkrampfung, die sich über das Handgelenk, den Handrücken, die Fingergelenke und die Muskulatur legt und jeden Fortschritt unterbindet.

Die Ursache dieses Haltungsfehlers liegt vielfach nicht im Wollen, sondern im Unvermögen des Kindes begründet. Es kann sich um eine körperliche oder um eine geistige Schwäche handeln oder um beides zugleich. Ist die Muskulatur der Hand noch schwach entwickelt, so kann durch besonderes Schreibturnen allmählich eine Stärkung erzielt werden. In vielen Fällen geht dem Kinde aber auch das Verständnis ab für das, was man von ihm fordert. Mit den grössten Schwierigkeiten hat der Unterricht zu rechnen, wenn eine Haltungsverbesserung in scharfem Gegensatz zu den bisherigen Schreibgewohnheiten der Schüler steht.

In diesem Fall sind schreibtechnische Massnahmen angezeigt. Haltungsprothesen sind dann zu verantworten, wenn sie nachhaltig über technische Schwierigkeiten hinweghelfen oder die Art und den Sinn einer Verbesserung begreiflich machen.

Als eine unübertreffliche Hilfe zur Abgewöhnung der zu flachen Stellung des Schreibgerätes erweisen sich die schmalen Gummibändchen, wie sie heute vielfach um kleine Päckchen oder Papierrollen gespannt werden und in jeder Papeterie erhältlich sind. Man lege das elastische Bändchen, je nach Länge einfach oder doppelt, um das Grundgelenk des Zeigefingers. Dann schiebe man das Schreibgerät (Bleistift, Federhalter) in Richtung des Zeigefingers unter das Bändchen, so dass dieses das Schreibgerät einmal umfasst und damit zu dessen Träger wird (Abb. 3). Nun ist ein Absinken des hintern Teils verunmöglicht. Das Gummibändchen muss so gewählt werden, dass es nicht spannt, also weder Zirkulationsstörungen im Zeigefinger hervorruft, noch die Bewegung des Halters beim Schreiben behindert. Man lasse ruhig

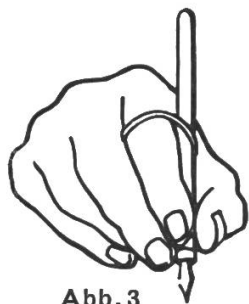


Abb. 3

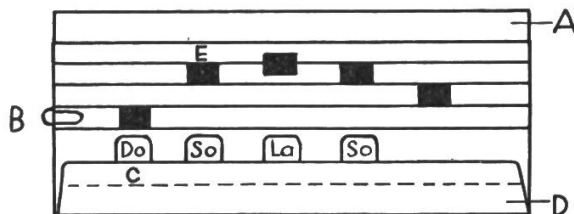
die ganze Klasse während längerer Zeit mit dieser Hilfe schreiben und die Schüler das Bändchen den ganzen Tag am Finger tragen, damit es bei jeder Schreibübung in Dienst genommen werden kann. Nach Wochen entwöhne man sie, kehre aber bei Rückfälligkeit auch in obere Klassen wieder zu diesem bequemen und sozusagen kostenlosen Hilfsmittel zurück.

Freudiges Üben im Gesang (Unterstufe)

Von Paul Stolz

Ich verweise auf den gleichnamigen Artikel im Maiheft 1952 der Neuen Schulpraxis, worin ein Singlotto für die Mittelstufe erarbeitet wurde. Hier möchte ich ein noch einfacheres Lotto für die Unterstufe beschreiben:

Material: z. B. alter Heftumschlag als Spielkarton (A), Büroklammer als Do-Schlüssel (B), Halbkarton für die kleinen Silbentäfelchen (C) und den Streifen (D), Papier oder Halbkarton für die viereckigen Noten (E).



Wir halbieren den Heftumschlag (A), schneiden die Silbentäfelchen (C), den Streifen (D) und kleine viereckige Noten (E). Auf den Karton (A) zeichnen wir fünf Notenlinien, auf die Silbentäfelchen die Notennamen (Tonleiter). Wir schmücken den Streifen (D) mit einem Ornament. Die untere Hälfte des Streifens (D)

kleben wir an (Pressen der geleimten Stellen).

Tonsilben – Legenoten

Spielart 1: Bestimmung des Do-Platzes mit der Klammer (B). Der Lehrer diktiert die Tonsilben. Die Schüler suchen die betreffenden Silbentäfelchen und stecken diese in den Streifen ein. Ist dieses «Diktat» fertig, setzt jeder Schüler oberhalb der Silben die Legenoten (E) an den richtigen Platz des Systems.

Legenoten – Tonsilben

Spielart 2: Der Lehrer bestimmt für jeden Schüler ein Kinderlied. Der Schüler hat nun die Aufgabe, den Liedanfang (etwa vier Takte, ohne rhythmische Wertung) mit den ihm zur Verfügung stehenden Noten «abzuschreiben». Nachher wird unter jede Note das passende Silbentäfelchen in den Streifen eingefügt.

NB.: Die beiden obigen Spielarten können nach Belieben variiert werden.

Wer hämmert da im Walde?

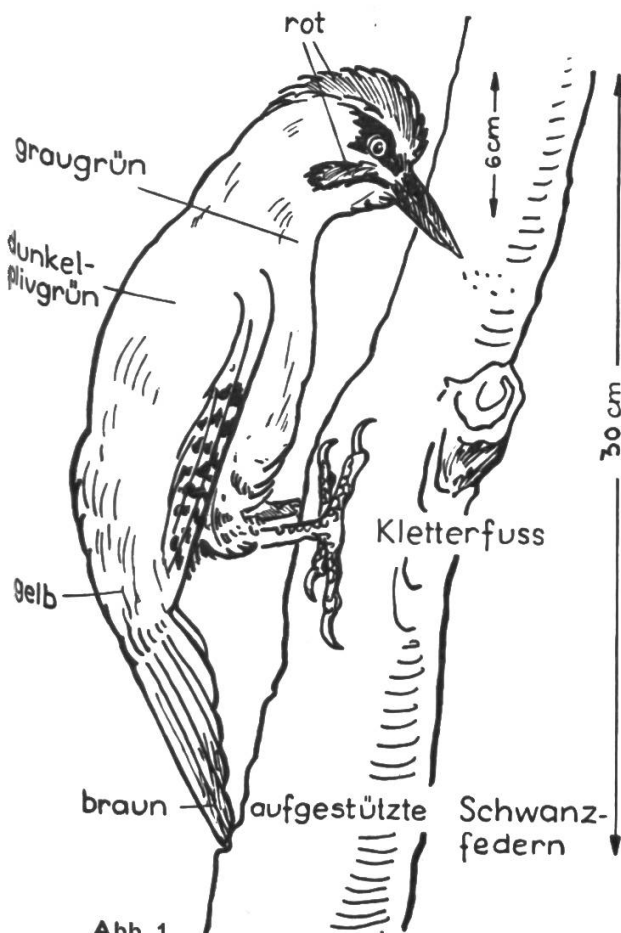
Von Walter Bühler

Auf einem unserer letzten Waldspaziergänge verstummten plötzlich all die übermütigen Geister: ein heftiges Hämmern echote durch das Dunkel des Waldesinnern. «Ein Specht», klärten sofort einige Schüler ihre Kameraden auf. Jawohl, ein Specht war's. Dieses Erlebnis führte uns dazu, in unseren nächsten Naturkundestunden diesen lustigen Vogel etwas genauer unter die Lupe zu nehmen, um dabei zu entdecken, dass es verschiedene «Spechte» gibt. Vorerst sammelten wir Material. In wenigen Tagen häuften sich Bücher, Zeitschriften, Bilder, Spechtfedern in unserem Schulkasten. In einer ersten Lektion legten wir unseren Plan zurecht, nach dem wir arbeiten wollten:

1. Aussehen
2. Vorkommen
3. Nahrung
4. Körperbau und Lebensweise
 - a) Kletterfüsse
 - b) Schwanz
 - c) Schnabel
 - d) Zungenapparat
5. Die Spechtfamilie
6. Verwandte
7. Feinde

9 Gruppen zu 4 Schülern erhielten nun den Auftrag, an Hand des vorliegenden Materials die einzelnen Punkte zu «erforschen» und zu bearbeiten. Den Punkt 5, die Spechtfamilie, behielt ich mir selbst vor. Eine Vierergruppe guter Zeichner arbeitete an den Wandtafeln.

Zwei Stunden lang studierten und besprachen die Schüler miteinander die verschiedenen Probleme. Ich musste da und dort nachhelfen, erklären, auf die richtige Spur führen oder anregen. Die Zeichner entwarfen auf allen verfügbaren Wandtafeln ihre Skizzen (aus dem Dezemberheft 1942 der Neuen Schulpraxis: Wandtafelzeichnungen zur Tierkunde, von Heinrich Pfenninger). Die Darstellung des Zungenapparates entnahmen wir dem Schmeil (49. Auflage, Seite 189).



Arbeitsergebnisse

Als Beispiel wählten wir den Grünspecht.

Man nennt ihn auch etwa: grüner Baumhacker mit roter Haube, Holzhauer, Zimmermann.

1. Aussehen

Siehe Abb. 1. Das schön gefärbte Gefieder des Grünspechts ist wirklich zu bewundern. Zugleich besitzt der Vogel damit einen vorzüglichen Schutz, wenn es gilt, im grünen Wald einem Feinde zu entweichen (Schutzfarbe).

Unterschied von Männchen und Weibchen

Männchen	Weibchen
Grösse: siehe Abb. 1	etwas kleiner
Farbe: prächtig rot gefärbter Oberkopf	weniger schön gefärbter Oberkopf
Bartstreifen rot, schwarz gerändert	Bartstreifen schwarz
Halsunterseite-Unterkörper: grünlich, grau bis gelblich	viele grüngraue Flecken

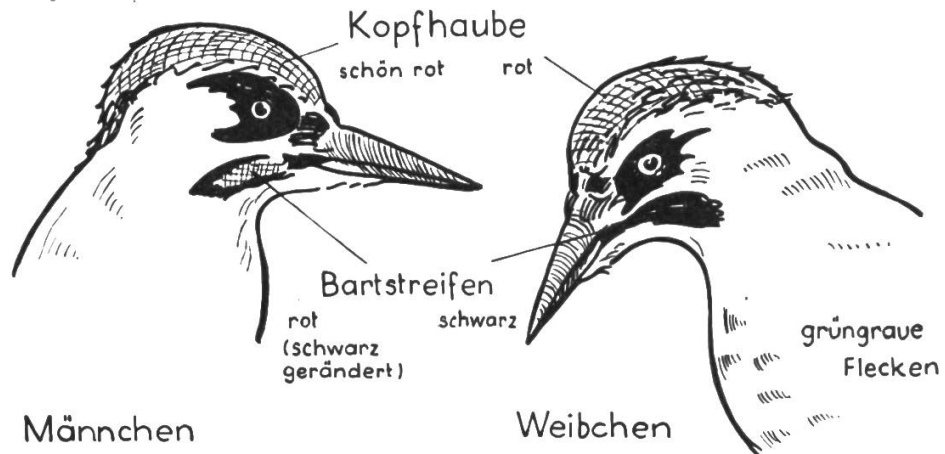


Abb. 2 Männchen

Weibchen

2. Vorkommen

Man kann den Grünspecht in ganz Europa und in Sibirien antreffen. Er gehört mehr zu den Strich- als zu den Standvögeln. (Ein Standvogel bleibt während des ganzen Jahres an seinem Aufenthaltsort; der Strichvogel verlässt z. B. im Winter seinen Sommeraufenthaltsort.) Sein Wohngebiet ist der Wald; er sucht aber für ihn besonders günstige Wälder aus: nicht allzudüstere, dichte Hochwälder. Viel lieber sind ihm lichte, freie Plätze, Wiesen und Äcker umschliessende Misch- und Laubwälder. Bald kann man ihn hoch oben an Eichen, Buchen, bald wieder auf Obstbäumen antreffen. Aber ebensohäufig sieht man ihn auf dem Boden, an Wald- und Ackerrändern, ja sogar auf Wiesen.

3. Nahrung

Der Grünspecht sucht seine Nahrung weit mehr auf dem Erdboden als an den Baumstämmen (Gegensatz zum Buntspecht). Seine Hauptnahrung sind, besonders im Sommer: Ameisen und deren Puppen. Er durchstöbert ihre Haufen und erjagt sie an Baumstämmen. Im Winter hackt er seine Löcher in gefrorene Ameisenhaufen. Dabei vertieft er sich so in seine Arbeit, dass er dabei gut von Katzen, Wieseln oder Füchsen gefangen werden kann. Er verschwindet nämlich mitunter ganz im Ameisenbau.

Aber auch die Larve und Puppe des Goldkäfers sowie andere Käferlarven sind ihm willkommene Beute.

Mit grosser Geschicklichkeit klettert der Grünspecht, wie auch andere Spechte, an den Bäumen herum und pocht nach Nahrung: Borkenkäfer, ihre Larven, Insekteneier, Raupen (besonders die des grossen Weidenbohrers).

Im Winter sucht er auch etwa altes Holzwerk von Gebäuden auf. Spinnen, Fliegen und Holzwürmer sind dann vor ihm nicht sicher.

Auch Eicheln sind schon in seinem Magen gefunden worden.

Wir erkennen zweifellos die nützliche Rolle, die der Specht durch das Vertilgen so vieler Schädlinge im Haushalt der Natur spielt. Auch indirekt nützt er dem

Förster, besonders in den letzten Jahren, sehr viel. Durch das Anhacken von Bäumen, die vom Borkenkäfer befallen sind, lösen sich Rindenstücke und fallen auf den Waldboden. Indem der Förster diese Stücke untersucht, entdeckt er die kranken Bäume.

4. Körperbau und Lebensweise

a) Kletterfüsse

Wie alle Spechte ist auch der Grünspecht mit Kletterfüssen ausgestattet. Sie sind kurz, dafür aber sehr stark. Zwei Zehenpaare, mit spitzen, gebogenen Krallen bewehrt, eines nach vorn, das andere nach hinten gerichtet (siehe Abb. 1).

b) Schwanz

Zwölfederig; die beiden Seitenfedern sind nur ganz klein und liegen auf den nächsten grösseren. Die Mittelfedern sind länger; daher erscheint der ganze Schwanz keilförmig. Der zugespitzten, mittleren Federn wegen erscheint der Schwanz gespalten.

Die fischbeinartigen, sehr starken Schwanzfedern gestatten dem Specht, zusammen mit seinen Kletterfüssen, sich am senkrechten Baumstamm festzuklammern und zu stützen (siehe Dezemberheft 1942 der Neuen Schulpraxis: Wandtafelzeichnungen zur Tierkunde).

Der Specht steigt hüpfend, senkrecht oder in Spiralen, in kurzen Sätzen an den Stämmen empor. Dabei hilft er mit den Flügeln ruckweise nach ~~Abwärts~~ kann er nicht steigen.

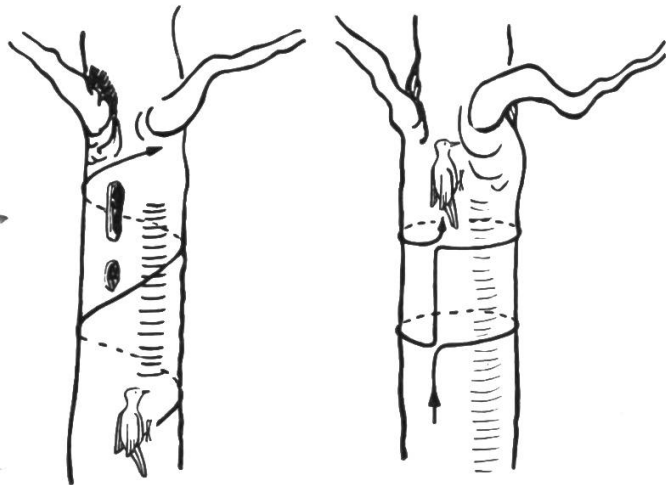


Abb. 3

c) Schnabel

Er ist 4,2 cm lang, an der Wurzel 1,2 cm breit und beinahe 1 cm hoch. Der grosse, kräftige Schnabel gestattet dem Grünspecht, seine Beute überall im Holze aufzustöbern. Dieser Meissel hilft ihm auch, seine Zimmermannsarbeit zu leisten. Besonders das Männchen hämmert unermüdlich, wenn es z. B. seine Höhle zimmert. So konnte schon beobachtet werden, dass ein Männchen während 1½ Minuten 80mal Späne lossplitterte, wobei 30 cm lange Späne keine Seltenheit waren.

d) Zungenapparat

Ich verweise hier auf die gute Darstellung im Schmeil, Seite 189. Die Zunge des Grünspechts kann bis 17,7 cm ausgestreckt werden. Sie ragt dann 14 cm über die Schnabelspitze hinaus. Der klebrige Schleim, der an der Zunge haftet, bringt dem Vogel vor allem beim Ameisenfang gewaltigen Vorteil. Er fährt mit seiner Zunge in den Ameisenbau und schlängelt sie in dem aufgeschürten Haufen herum; dann bleiben die Ameisen in grosser Zahl daran kleben. Zugleich dient ihm die Zunge als Tastorgan. Es ist unglaublich, mit welchem Zungengefühl der Specht die Borken- und Holzinsekten auffindet und sie hervorholt. Brehm erzählt:

Ein Bekannter von mir befand sich in einem Jägerhause im Walde, an dessen zugemachte Fensterläden sich von aussen ein Grünspecht hängte, seinen Kopf durch eins der in den Laden angebrachten Löcher steckte und mit lang hervorgestreckter Zunge um das Loch herumzüngelte, soweit diese nur reichen wollte.

5. Die Spechtfamilie

Im frühen Frühling, manchmal sogar schon im Februar, sucht sich der Grünspecht sein Weibchen. Dann machen sie sich gemeinsam auf die Suche nach einem geeigneten Wohnplatz.

Während der Paarungszeit der Spechte widerhallt der Wald vom lustigen Trommeln. In rascher Folge hämmert der Vogel seinen Schnabel an dürre Äste, an Holzmasten (Telefon- und Lichtleitungen) oder an Blechabschirmungen, die als Regenschutz über Masten angebracht wurden. Dieses harte, scharfe Schlagen, verbunden mit den Schwingungen des Trommelbodens, erzeugt das typische Rrrrrrrrrrrrrrrrrrrrr. Allerdings pflegt der Grünspecht nicht zu trommeln. (Oft verwechselt man ihn nämlich mit dem etwas kleineren Grauspecht, der ein ganz ähnliches Federkleid trägt.)

In der Regel sucht er nur morsche, kranke Bäume als Wohnstätten aus. Mit

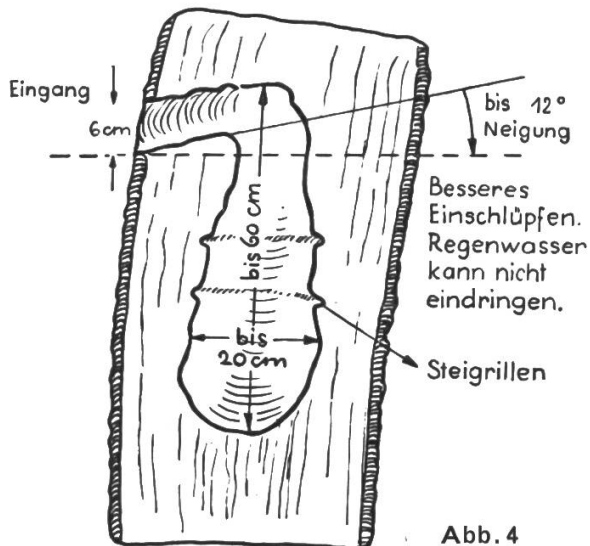


Abb. 4

Vorliebe benützt er schon vorhandene Höhlen, die er emsig nach seinem Belieben ausbaut und einrichtet. Unermüdlich hämmern Männchen und Weibchen drauflos. Wie schon erwähnt, leistet das Männchen den Hauptteil der Arbeit. Je nach der Holzbeschaffenheit kann die Wohnhöhle in etwa 10 Tagen bezugsbereit sein.

Oft stoßen die Vögel bei ihrer Zimmermannsarbeit auf zu hartes Holz, was sie dazu zwingt, einen andern Höhlenbaum zu suchen. Solche angefangene Höhlen bieten andern Höhlenbrütern (Staren, Meisen, Rotschwänzchen usw.) willkommenen Unterschlupf.

Hartnäckig verteidigt der Grünspecht sein Revier. Er duldet keinen Artgenossen in seinen Jagdgründen. Er durchstreift sein Gebiet täglich mehrere Male. Geschickt weiss er allfälligen Verfolgern zu entfliehen. Er hängt sich an einen Baumstamm, spiralt aber sofort auf die dem Feind abgekehrte Seite, lauscht ein Weilchen, äugt auch oft hervor, um die Lage festzustellen, und fliegt oft unbemerkt weit weg. Seine geglückte Flucht verkündet er dann mit einem frohlockenden Lachen: Kjück – kjück – kjück.

Ein Ornithologe erzählte mir, dass es ihm wiederholt gelungen sei, den gerade abwesenden Specht durch das Nachahmen seiner Klopfgeräusche (– – – – – – – usw.) am Höhlenbaum unverzüglich herbeizulocken, offenbar sehr erbost, einen Widersacher seiner Art anzutreffen.



Abb. 5. So fliegt der Specht

Sein unruhiger Flug geht in grossen Bogenlinien. Mit schnellen Schlägen der ausgedehnten Flügel steigt er an, um dann seine Fittiche anzuziehen und mit lang gestrecktem Hals in weitem Bogen abwärts zu pfeilen.

Abwechslungsweise brüten beide Eltern Ende April, Anfang Mai die 6 – 8 (gewöhnlich 7) blendendweissen, 31 × 23 mm grossen Eier aus, die auf dem Grund der Höhle auf ein paar hineingefallenen Spänen liegen. Das Männchen übernimmt das Brutgeschäft meistens über Nacht und über Mittag. Das Weibchen nächtigt dann in einer andern Baumhöhle.

Nach 18 Tagen schlüpfen die Jungen aus. Nun gibt's neue Arbeit für die Eltern: Füttern und Wärmen. Wiederum wärmt das Männchen die Jungen über Nacht. Bis zum 9. Tag werden die Kleinen dauernd gewärmt, vom 9. bis 12. Tag nur noch über Nacht.

Das Futter, in der Regel Ameisenpuppen, wird im Kehlsack oder im Schnabelinnern zugetragen. Durch ruckartige Vor- und Rückwärtsbewegungen würgt der Specht einen 2 cm langen, schleimigen Zapfen hervor, den er einem Jungen in den Schnabel steckt. Jedesmal bringt er 4–5 solcher Futterballen mit. Mit dem Wachsen der Jungspechte nimmt natürlich auch die Anzahl der Fütterungen zu. So konnten beim Beobachten einer Spechtfamilie am 2. Tag nach dem Ausschlüpfen 9 Fütterungen, am 17. Tag 26 Fütterungen gezählt werden.

Auf die berechnete Frage der Schüler, wie der fütternde Altvogel in der dunklen Spechthöhle, in der er ja durch seinen Körper noch die letzte Lichtquelle, den Zugang, verdeckt, die Schnabelöffnungen der hungrigen Jungen finde, gibt uns J. Bussmann im Schweiz. Archiv für Ornithologie eine interessante Antwort. Die jungen Spechte besitzen an den Schnabelwinkeln knollenähnliche Wülste, die erst bei der Ausbildung der Schnäbel verschwinden. Diese Wülste sind Reizorgane. Bussmanns Versuche zeigten eindeutig, dass beim Berühren dieser Wülste die Jungvögel sofort ihre Schnäbel öffneten.



3. Tag (nach einer Foto von Dr. E. Sutter)



Jungvogel am 8. Tag (nach einer Foto von J. Bussmann)

Abb. 6

Erst vom 16. Tag an beginnen die Jungen in der Nesthöhle in die Höhe zu klettern und wechselweise aus dem Loch zu gucken (Nesthocker). Jetzt versuchen die Eltern, ihre Jungen durch Lockrufe zum ersten Ausfliegen zu bewegen.

Im August ist die Familie getrennt; jedes Glied hat sich einzeln ein entferntes Revier gesucht.

Die Ausdünstung des Grünspechts riecht widerlich süß-säuerlich.

6. Verwandte

Grosser, mittlerer und kleiner Buntspecht, Schwarzspecht, Grauspecht. (Der Wendehals ist ein entfernter Verwandter.)

7. Feinde

Mäusebussard, Hühnerhabicht, Sperber – Marder, Wiesel, Fuchs, Katze. Der jungen Brut werden auch Eichhörnchen und vor allem der Siebenschläfer gefährlich.

*

Nach den Referaten der verschiedenen Gruppen liess ich die Schüler über den Abschnitt «Spechtfamilie» Fragen stellen. Ich beantwortete aber nur inhaltlich und formell korrekte Fragen.

Bei dieser Gelegenheit wurde ich auch nach dem Begriff der «Spechtschmiede» gefragt. Hierüber gibt Schmeil im Kapitel «Buntspecht», Seite 186/187, genügend Auskunft.

Literatur

- Schmeil, Lehrbuch der Zoologie. 49. Auflage.
 J. Bussmann, Schweiz. Archiv für Ornithologie, Band 2, Heft 3.
 Naumann, Naturgeschichte der Vögel, 4. Band.
 Brehm.

Zu vermieten . . .

Eine kleine Fehlerstatistik

Von Theo Marthaler

Vor einiger Zeit erschien in einer Landzeitung folgende Anzeige:

Auf 1. April zu vermieten:

Sonnige, grosse 3-Zimmer-Wohnung an zentraler Lage von Rechwil. Offerten unter Chiffre AB 811 an die Expedition der Neuzeitung, Hausdorf.

Der betreffende Hausmeister erhielt darauf zwei Dutzend Anfragen, von denen er mir 22 zur Verfügung stellte. Diese Originalbriefe von Erwachsenen sind hier so verarbeitet, dass der

Lehrer die Sache mit seinen Schülern eingehend besprechen kann. Um niemand zu verletzen, habe ich alle Ortsangaben und Namen frei erfunden. Die längste (und zugleich fehlerhafteste) Anfrage umfasst rund achtzig Wörter, die kürzeste rund dreissig. Hier sind die beiden Schreiben:

Tit!

Hausdorf, 14. Jan. 51.

Da ich mich für Ihre in der Neuzeitung ausgeschriebene 3 Z. Wohnung interessiere bitte ich Sie höfl. um nähere Auskunft. Wir sind 3 Erwachsene.

Achtungsvoll
Heinr. Müller, Dorfstrasse

P. P.

Rechwil den 13 Jan 51.

Dah wir schonl ange eine Wohnung Suchen erlaube ich mihr Ihnen eine Offerte zu senden, wir sind drei Erwachsene und zwei Kinder im alter fon 4 Jahren und 7 Jahren, es würde uns wirklich freuen wenn wir in eine anständige Wohnung zihen könnten wegen der jezigen Wohnung können Sie nur die Gesundheitskomision anfragen dann werden Sie es begreifen das wir eine andere Wohnung haben sollten. Ich arbeite bei Firma Hug Wil, Mein jeziger Hausmeister ist Herrn J. Meier (Ret.) Wil. Zu einer münntlichen aussprache binn ich gerne bereit und erwarte baldigen bericht. Achtungs voll Grüst.

E. Müller-Meier Hub, Rechwil

Die äussere Aufmachung

Umschlag und Papier

Von den 22 Briefumschlägen eignen sich 14 für das vorliegende geschäftliche Schreiben. 4 Umschläge sind nicht im Normalformat (einer ist z. B. 10,7 cm breit und 11,8 cm hoch), 5 Umschläge sind gefüttert, 3 weisen auffallende Farben (grün, blau, rosa) auf.

Zum Schreiben wurden 9 A5- und 10 A4-Bogen verwendet, ferner eine Briefkarte (14,4 cm breit, 9 cm hoch) und 2 Bogen in folgenden Massen: 10,2 cm breit, 11,2 cm hoch; 18,2 cm breit, 28,3 cm hoch. 15 Briefbogen sind liniert, 3 gehäuselt und 4 unliniert.

Die Adresse

Auf keinem Umschlag steht die Adresse (nach dem Postmerkblatt) am richtigen Ort; überall ist sie zu weit links und zu weit oben. Nur in 10 Briefen ist die Adresse im Brief wiederholt, wie es sich für geschäftliche Schreiben gehört. Die richtige Anschrift lautet: Chiffre AB 811

Expedition der Neuzeitung
Hausdorf

Komma und Punkt sind in einer solchen Darstellung am Zeilenende überflüssig, weil die Absätze genug abtrennen. Nur ein Schreiber setzte hier Satzzeichen, hingegen finden wir folgende Mängel: 10mal «Chiffre AB 811 an die Expedition . . .», 5mal «Offerten unter Chiffre AB 811 . . .», 3mal «An Chiffre . . .», 1mal «Tit. Chiffre . . .», 1mal «Chiffre No. 811 . . .», 5mal fehlt der Bestimmungs-

ort, 8mal der Zeitungsname. Nach dem Musterbeispiel sind nur 5 Umschläge beschriftet.

Die Schrift

Von 22 Schreiben machen 10 einen unsaubereren Eindruck (geflickte Wörter, klecksige Schleifen, faserige Kugelschreiber-Schrift in vier Fällen). 3 Briefe weisen «geniale» Unterschriftenschnörkel auf.

Die Rechtschreibung

Dehnungsfehler finden sich nur 3: währe, dah, mihr; Schärfungsfehler auch 3: binn, deshalb, jezige. Besondere Schwierigkeiten bereiten je 1mal: das (statt dass), fon, mittheilen. Die Ableitung versagt bei: münntlich, bezugnehmen, entgegensehent. Getrennt geschrieben werden fälschlich: Mittags Zeit, Samstags-Nachmittag, all zu hoher Zins, Mon. Zins. Und hier die falsch geschriebenen Fremdwörter: interressiere, intressiert, intressiren, pensionirt, Komision, Personen, Ineserat, Inserrat, Partere.

Gross statt klein wurden geschrieben: Kinderlos, Verlobt, zum Voraus, grüsst Hochachtungsvoll, zeichnet Hochachtungsvoll, grüsst Sie Hochachtend, eine Wohnung Suchen, Grüsst.

Klein statt gross wurden geschrieben: im alter, näheres mitteilen, aussprache, bericht, pensionierter (Substantiv), höhe des Zinses.

Die Zeichensetzung

Der Abkürzungspunkt fehlt nach Tit, betr, u(nd), Hochstr; falsch steht ein Abkürzungspunkt 6mal: wir sind 3. Personen, 3. Zimmer-Wohnung.

Das Fragezeichen steht fälschlich hinter einer indirekten Frage: Ich möchte Sie anfragen, ob die Wohnung noch zu haben ist?

Das Ausrufezeichen steht 2mal überflüssig nach der Adresse und fehlt 1mal nach der Anrede.

Der Doppelpunkt steht falsch hinter dem vollständigen Satzsatz: Ich grüsse Sie hochachtungsvoll: Hans Berger. In folgendem Beispiel sollte ein Doppelpunkt (statt eines Punktes) stehen: Wir sind drei Personen. Zwei Erwachsene und ein Kind.

Bindestriche fehlen in 11 Fällen: 3 Zimmer Wohnung, 2 jährig.

Wie man sieht, werden die Satzzeichen verhältnismässig selten falsch angewendet; mitunter werden aber zu viele, häufiger zuwenig Satzzeichen gebraucht.

Gegen die Hauptregel, wonach für jedes konjugierte Verb ein Satzzeichen nötig ist, finden wir 16 Verstösse. 2mal steht ein überflüssiges Komma: Laut Inserat in der Neuzeitung, suchen Sie . . . In 16 Fällen fehlt das Komma. Beispiele: Da ich dringend eine Wohnung benötige möchte ich Sie . . . Da ich in Rechwil arbeite ist es für mich . . .

In 5 Fällen fehlt das Komma vor dem Infinitivsatz: Darum bitte ich Sie uns eine Offerte zu machen. Ich bitte Sie mich zu berücksichtigen. Usw. Das Komma fehlt bei einem Partizipsatz: Ihrer geschätzten Antwort entgegengehend grüsst Sie . . .

Für jedes ausgefallene «und» setzt man ein Komma. Es fehlt in 3 Fällen: . . . zwei Erwachsene ein Kind . . . erwachsene ruhige Leute . . . schöne sonnige Wohnung.

Vor dem «und»-Satz steht nur ein Komma, wenn man das «und» weglassen

und dafür einen Punkt setzen könnte. Gegen diese Regel finden wir 6 Verstöße. Beispiel: Ich arbeite in Rechwil, und wohne in Hausdorf. Appositionen werden in 4 Fällen nicht durch Kommas abgetrennt: Ich arbeite bei Firma Nager Seedorf.

Sprachrichtigkeit

Akkusativfehler finden wir 2: Da ich mein Arbeitsplatz verlegt habe . . . Mein jetziger Hausmeister ist Herrn Hans Müller.

Im Wenn-Satz soll kein «würde» stehen; 2 Fehler: Wenn Sie mich berücksichtigen würden . . . Wenn Sie mir Gelegenheit geben würden . . .

3 falsche Präpositionen: Ich interessiere mich um die Wohnung. Ich erlaube mir, an Sie eine Offerte einzureichen. Laut dem Inserat interessiere ich mich für die Wohnung.

Überflüssiges «auch»: Wir haben nun ein kleines Kind und deshalb auch viel zu wenig Platz.

Subjekt und Prädikat müssen in der Zahl übereinstimmen; 2 Verstöße: Hochachtungsvoll grüsst A. u. T. Meier-Müller. Es dankt Ihnen zum voraus Herr (!) und Frau Kleiner.

In 10 Fällen fehlt das Subjekt im Mitteilungssatz: Bitte Sie höflich . . . Bitte Sie um nähere Angaben . . . Bitte um Angabe . . . Bin seit drei Jahren . . . Bin Fabrikarbeiter . . . Bin Schreiner . . . Bin verheiratet . . . Frage Sie an . . . Arbeite in Hausdorf . . . Sind pünktliche Zahler . . .

Falsche Reihenfolge der Satzglieder finden wir 6mal: Ich erlaube mir, Ihnen zu schreiben betreffend der Wohnung. Da ich eine Wohnung haben muss auf Ende März . . . Referenzen können bezogen werden im Geschäft. Laut Ihrem Inserat vermieten Sie eine Dreizimmerwohnung auf 1. April. . . . und mir umgehend Näheres diesbezüglich mitzuteilen. . . . und wie hoch der Zins zu stehen kommt im Monat.

Zwei falsche Inversionen nach «und»: . . ., und sind wir unser zwei Personen. . . ., und wäre ich sehr interessiert dafür (!).

In zwei Fällen vermengt der Schreiber verschiedene Konstruktionen. Ich möchte Sie höflich um Bekanntgabe der genauen Adresse und der Höhe des Mietzinses der zu vermietenden Wohnung anfragen. Ich bitte Sie um Angabe des Zinses und wann wir dieselbe (!) besichtigen können.

Sehr schlimm ist es, wenn bloss Kommas (statt Punkte) gesetzt werden. Der Schreiber spürt nicht, wo etwas Neues kommt. 5 solche Fehler finden wir im wiedergegebenen langen Brief. Dazu kommt ein sechster: . . . und habe drei Kinder, stehe bei der Firma Glogg in Arbeit.

Umständliche Wörter und Wendungen kommen in diesen kurzen Briefen nur 5mal vor: Rückantwort (3mal statt Antwort), Ich bin von Beruf Elektriker (Ich bin Elektriker), Mein Name ist Hans Meier (Ich heisse Hans Meier).

Sachliche Richtigkeit

Wer einen guten Brief schreiben will, muss sich in die Lage des Empfängers versetzen, muss seinen eigenen Brief mit dessen Augen betrachten und sich fragen, was der Empfänger zu wissen wünscht.

Stellen wir uns vor, wir wären der Hausmeister! Was für einen Mieter wünschen wir? Einen ordentlichen, ruhigen, friedfertigen; einen Mieter, der pünktlich

bezahlt. Solche Mieter sind überall gern gesehen. Deshalb muss im Brief unbedingt begründet werden, warum man eine neue Wohnung sucht.

Selbstverständlich muss ich meinen Namen und meine genaue Adresse angeben. (In 3 Briefen fehlt die genaue Adresse.)

Meine Ordnungsliebe beweise ich dem Hausmeister durch eine ordentliche Darstellung (vgl. den Abschnitt über die äussere Aufmachung).

Dass wir rücksichtsvolle Mieter sein wollen, werden wir besonders erwähnen (Haustiere? Instrumente? Radio? Motorrad?). Davon liest man nur in zwei Briefen etwas.

Unsere Zahlungsfähigkeit kann der Hausmeister einigermaßen aus dem Beruf ersehen. In 5 Briefen findet sich darüber keine Angabe. Ferner wird es Vertrauen erwecken, wenn ich ihm die Adressen des Arbeitgebers und des jetzigen Hausmeisters zur Erkundigung angeben darf. Nur 6 Briefe enthalten derartige Angaben.

Sehr höflich ist kein einziger der Briefe. Es tönt oft recht barsch, z. B.: Baldiger Antwort entgegensehend, grüsst . . . Offerten an Familie Meier, Hausdorf.

Wir erleichtern dem Hausmeister ein Eingehen auf unsern Wunsch, wenn wir ein adressiertes und frankiertes Antwortkuvert beilegen oder wenigstens die nötige Briefmarke. Nur 13 Schreiber haben daran gedacht.

Der Empfänger hält den Brief beim Lesen in der linken Hand; deshalb soll links ein breiter Rand sein. 5 Briefe haben gar keinen Randstreifen, 8 einen zu schmalen.

Das Datum fehlt in 3 Fällen; fast überall findet man darin Satzzeichenfehler, z. B. keinen Punkt nach der Monatsziffer oder dem abgekürzten Monatsnamen (4mal), keinen Punkt nach der Tagesziffer (3mal), kein Komma nach der Ortsangabe (5mal).

Unnötige Abkürzungen gelten als unhöflich. Verwendet wurden: höfl. (4mal), Adr., pünktl., u., frdl. (2mal). – Unschön ist die Form «höflichst».

Die Anrede ist einmal wie ein Titel unterstrichen. Sie lautet: Tit! (4mal) – Tit! Offerte und Chiffre (2mal) – Tit. Expedition. – Tit. Chiffre! – P. P. – Sehr geehrter Inserent! – Unter Chiffre! – Sehr geehrter Herr! – Geehrter Hausbesitzer! – Werther Hausbesitzer!

Alle verwendeten Anreden sind unschön, veraltet oder falsch. Der Schreiber kann nicht wissen, wer anzusprechen ist, ein Herr, eine Dame, der Vorstand einer Genossenschaft usw. In solchen Fällen setzt man überhaupt keine Anrede. Wer aber nicht darauf verzichten will, wählt wohl am besten «Sehr geehrter Hausbesitzer!»

Der Schlussgruss macht viel Mühe. Unbekannte Leute kann ich nicht wie Freunde grüssen. Darum sind nicht zu empfehlen: . . . und grüsse freundlich. Mit freundlichem Gruss . . . Es (wer?) grüsst Sie freundlich . . .

Ein Schreiber verabschiedet sich überhaupt nicht, zwei andere begnügen sich mit einem abgehackten «Hochachtend . . .» oder «Hochachtung». Zwei benutzen die Formel «Mit vorzüglicher Hochachtung», einer schreibt «Es grüsst Sie vorzüglich . . .», zwei «zeichnen mit Hochachtung», drei «zeichnen mit Achtung». Die meisten schreiben «Achtungsvoll grüsst . . .». Ich empfinde diese Formel als nicht sehr höflich, obschon sie an und für sich treffend ist; das «hochachtungsvoll» ist aber so verbreitet, dass «achtungsvoll» fast wie eine bewusste Herabsetzung wirkt. Die restlichen 5 Schreiber sagen: Hoch-

achtend grüsst . . . grüsst hochachtungsvoll . . . grüsst Sie hochachtungsvoll . . .
Hochachtungsvoll grüsst . . .

Sachlich richtig ist ein Brief, wenn er seinen Zweck erfüllt. Mit unserm Schreiben wollen wir den Hausmeister veranlassen, uns die betreffende Wohnung zu zeigen und zu vermieten, falls sie uns gefällt. Die in diesem Abschnitt aufgeführten Mängel sind diesem Zweck abträglich.

Schlussbetrachtung

Alle 22 Briefe sind verständlich; der primitivste Zweck der Sprache ist damit erreicht. Sobald wir etwas höhere Ansprüche stellen, finden wir allerlei auszusetzen. Keine einzige Anfrage zeigt eine tadellose äussere Aufmachung, und keine ist ohne Satzzeichenfehler. Orthographische Fehler finden wir in 16, Verstösse gegen die Sprachrichtigkeit in 20 Arbeiten, und nur ein einziger Brief erfüllt alle sachlichen Anforderungen.

Was sagen wir zu diesem Ergebnis? Erstens zeigt es wieder einmal, welche Rolle die äussere Form spielt. (Der betreffende Hausmeister hat die unsauberen Offerten zum vorneherein ausgeschieden, weil er sich – zu Recht oder zu Unrecht – sagte, wer unordentlich schreibe und anordne, werde auch ein unordentlicher Mieter sein.)

Zweitens erkennen wir wieder einmal, dass die Schule die Zwecksprache des Alltags üben muss, wenn sie dem praktischen Leben gerecht werden will. Es ist dabei nicht zu umgehen, dass man sich gelegentlich an einen Stoff wagt, der ausserhalb des kindlichen Interessenkreises liegt. Nach der Besprechung dieser Erwachsenenbriefe bereitet es den Schülern übrigens Spass, sich selbst an dieser Aufgabe zu versuchen, und es ist durchaus zu begrüssen, wenn sich die Schüler gelegentlich in die Lage von Erwachsenen (Mieter, Vermieter) hineindenken.

Da die Volksschule auf diesem Gebiet aber niemals alles leisten kann, was geleistet werden müsste, sollte jeder Lehrer am Ende der Schulzeit seine Zöglinge auf Fortbildungsbücher aufmerksam machen. Es eignen sich z. B. hierfür: Hanspeter Müller, Deutsch für Schweizer (Verlag Haldimann, Basel) und mein Deutschbüchlein für Schule und Alltag (Logos-Verlag, Zürich).

Nachtrag zu: Das Bild der Heimat (in der Julinummer der Neuen Schulpraxis) Von Rudolf Hägni

Beim Vortrag des ganzen Zyklus «Das Bild der Heimat» wäre dieses Gedicht nach «Stille der Felder» einzufügen.

Im Wald

Herrlich, übers weiche Moos
durch den stillen Wald zu schreiten,
wo die Bäume hoch zu Häupten
ihre grünen Wipfel spreiten
und die Stämme Säulen gleich
in den blauen Himmel ragen
und die Decke, die sie tragen,
hin und her sich wiegt im Wind.

Setze dich unter deine Schüler!

Von Gottfried Müller

Ja, warum denn immer selber vorn stehen vor den 70 oder 80 Augen? Warum jahrelang jede Schulstunde selber übernehmen? Jeder Lehrer hat in seinem Bekanntenkreis Fachleute, kinderliebende Freunde oder ehemalige Schüler, die gerne einmal im Schulzimmer auftauchen und Kontakt mit der Jugend suchen wollen. Den Kindern ist diese Abwechslung hoch willkommen. Auch der Lehrer als Zuhörer beobachtet seine Zöglinge anders als sonst, freier, von Stoff und Methode unbeschwert. Er sieht, wie gewisse sonst stumme Schüler lebendig und gesprächig werden. Ja vielleicht gelingt es dem Gast besser als dem Lehrer, Aufmerksamkeit und Interesse zu wecken. Vielleicht missrät auch manches; aber man lernt ja auch so. Sollten wir in der Schule nicht viel mehr Kontakt mit dem Leben haben?

1. **Der Schriftsteller.** Nach der Lektüre der «Spiegelknöpfler» von Traugott Vogel entspann sich ein Briefwechsel meiner Sechstklässler mit dem Dichter. Sie luden ihn ein, in der Klasse zu erscheinen. Obschon wir einander nicht kannten, sagte er zu. Traugott Vogel wurde durch Gesang mit Geigenbegleitung (der Schüler) willkommen geheissen. Dann entspann sich ein Interview über die Entstehung der «Spiegelknöpfler». Die Schüler hatten Fragen vorbereitet; der Verfasser gab Bescheid. Zum Schlusse las Traugott Vogel eine kleine Geschichte, eine Art Fortsetzung des Buches, vor. Es war eine eindrückliche, festliche Stunde.

2. **Ein Bergbauer.** Im Sommerlager am Walensee vereinbarten wir einen Abend mit einem Bergbauern, der Hochwildjäger ist. Er erzählte in der niederen Stube eines Glarnerhauses in urchigem Dialekt so fesselnd und anschaulich von den Wildtieren wie ein begnadeter Schulmeister. Er hatte Geweihe, Hörnlein und ein Dachsfell mitgebracht. Die Kinder spürten die Verbundenheit dieses Mannes mit der Natur und der Tierwelt und die Ehrfurcht, mit der er seine Liebhaberei, die Jagd, betreibt.

3. **Der Bähnler.** Wir hören vom Bau der Gotthardbahn, lesen auszugsweise aus Möschlins «Wir durchbohren den Gotthard». Ein junger Kondukteur kann es eines Vormittags gut einrichten, bei uns zu erscheinen; er berichtet nun über die Sicherheit im Eisenbahndienst, über einige besonders drastische Unfälle und die Vorkehrungen zu deren Verhütung. Die Buben namentlich stellten ihre technischen Fragen und wollten viel wissen.

4. **Taubstumme Schüler.** Mein Kollege bat seinen Freund, den Taubstummenlehrer, mit einigen seiner Schüler zu uns zu kommen. In der Neuen Schulpraxis war das ergreifende Lebensbild von Helene Keller dargestellt worden (Februar- bis Aprilheft 1951). Zum Abschluss dieser Stunden ist die Kontaktnahme mit Gehörgeschädigten nicht nur etwas, das tief beeindruckt, sondern für die meisten etwas Erstmaliges. Der Taubstummenlehrer unterhielt sich vor der Klasse mit seinen Zöglingen. Unsere normalen Schüler sahen, wie mühsam das Sprechen vor sich geht, welche beglückende Strahlen über die Gesichter der Taubstummen huscht, wenn sie verstanden haben. Eifrig versuchten einzelne Schüler, sich mit den Taubstummen schriftdeutsch zu unterhalten. – Und nun bedenkt: Wir haben ein Heer von 8000 solcher an Gehör und Zunge geschwächter Mitmenschen!

5. Die Arbeitslehrerin bei den Buben. In der 6. Klasse sind die Buben während 6 Stunden in der Woche mit dem Lehrer allein. Warum sollen sie nicht einmal unter der Anleitung der Arbeitslehrerin etwas nähen oder sticken? Wir begannen zwar ohne ihre Hilfe mit dem Wandbehang. Die Hilflosigkeit des Lehrers aber zwang ihn dann, am rechten Orte anzuklopfen. So ist das Werk bedeutend besser geraten. Die Buben waren mit Eifer dabei, sind stolz auf ihr Werk und haben nicht, wie zu befürchten war, über die «Mädchenarbeit» die Nase gerümpft.

6. Ausländischer Besuch. Bei uns war es ein finnischer Lehrer. Das Ausland gehört zwar nicht zum Pensum unserer Stufe. Aber Gelegenheitsunterricht belebt. Am Vormittag stellte ich mit der Klasse all die Fragen zusammen, die wir nachmittags an den Besucher richten wollten. So ergab sich ein gelenktes Unterrichtsgespräch mit dem Nordländer, der gebrochen Deutsch reden konnte. Für ihn war es der Abschluss einer Studienreise durch die Schweiz. «Das war die schönste Stunde meines Schweizer Aufenthaltes», äusserte er voll Freude und fühlte sich selbst beschenkt, weil er der fremden Jugend von seiner Heimat berichten durfte.

Neue bücher

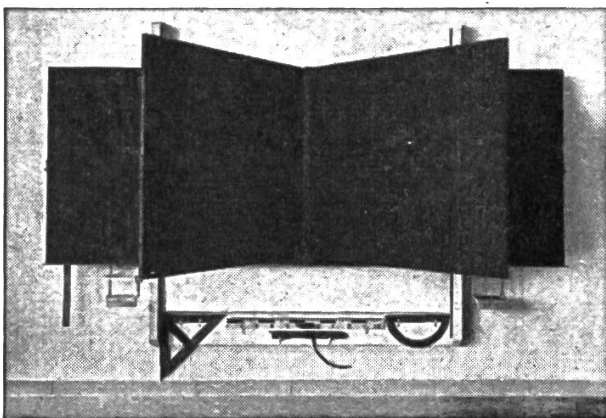
Rudolf Schoch, Die erschte Lieder. Preis fr. 5.20, klassenweise (ab 10 stück) fr. 4.70. Musikverlag zum Pelikan, Zürich

Ein ganz prächtiges Liederbuch für unsere Kinder im Alter von 5–7 Jahren! Rhythmus, Melodie und Stimmumfang fügen sich in den rund 100 wärschaften und volkstümlichen Weisen völlig in den Lebenskreis unserer vorschulpflichtigen Jugend ein. Fingerspiele, Kniereitverse und Ringelreihen bieten nebst einfachsten Versvertonungen im fünftonumfang fröhliche Abwechslung. Jedes Lied wurde von Fritz Hegi mit einem köstlichen vierfarbenen Bild illustriert. So entstand – kunstvoll ins Notenmaterial eingestreut! – ein lustiges Bilderbuch, das unsere Jungwelt auch zum Plaudern und Zeichnen anregen wird. Eine herrliche Fundgrube für Eltern, Kindergärtnerinnen und Heimleiterinnen!

H. E.

Ernst Grauwiler, Sechzig Zeichnungen zur Schweizergeschichte. Preis fr. 2.85, bei Bezug von 10 und mehr Stück 10% Rabatt. Schweizer-Jugend-Verlag, Solothurn

Dieses neuartige, vorzügliche Lehrmittel, das als Anreger für Wandtafelzeichnungen und «direkt für die Hand des Schülers gedacht ist», wird dann seinen Zweck aufs Beste erfüllen, wenn es nicht als blosser Wissensstütze, sondern auch zur Bildung vaterländischer Gesinnung verwendet wird. Sein reicher Inhalt umspannt den Zeitraum von der Eröffnung des Gotthardweges bis und mit dem zweiten Weltkrieg. Die Texte der linken Seite fassen Geschichte das Wesentliche zusammen, während die Zeichnungen der rechten Seite in ausgedacht einfacher, aber sehr einprägsamer Form die geschichtlichen Abläufe und Zusammenhänge darstellen. Dass über einzelne Kapitel (Reformation, Sonderbundkrieg) verschiedene Auffassungen herrschen, liegt in der Art des Stoffes. H. Ruckstuhl



Wandtafeln, Schultische

usw. beziehen Sie vorteilhaft von
der Spezialfabrik für Schulmöbel

Hunziker Söhne, Thalwil

Telephon 92 09 13

Älteste Spezialfabrik der Branche in der Schweiz

Beratung und Kostenvoranschläge kostenlos



FERIEN, WEEKEND AUSFLÜGE



Schul- und Gesellschaftsfahrten mit der

Rorschach-Heiden-Bergbahn

Berggasthaus Seealpsee

Gut bekanntes Ausflugsziel für Schulen und Vereine. Tadellose Verpflegung, bescheidene Preise. Massenlager. – Gondelfahrten.
Tel. 8 81 40 Besitzer: **Joh. Dörig-Koller**

In herrlichster, ruhiger Lage über d. Langensee
Kur- und Erholungsheim «Casa Verena», Ascona

Neuzzeitliche Ernährung. Zimmer mit oder ohne Frühstück. Wohnungen, Ferienhäuser, gut heizbar, für Einzelpersonen, Familien und Gruppen. Die Leitung

Melchsee

1920 m Das seenreiche Hochland
an der Jochpass-Route

Obwalden – im Herzen der Zentralschweiz

stets lohnendes Ziel für Schülerwanderungen und Erholungsuchende. Erstklassige Unterkunft und Verpflegung (für Schulen und Vereine auch Strohh- und Matratzenlager) bei mässigen Preisen im

HOTEL REINHARD AM SEE

Prospekte! – Tel. (041) 85 51 43 oder 75 12 34

Fam. Reinhard

Casa Coray

Agnuzzo

Lugano

das ideale Haus
für Schulen
und Gesellschaften

Unsere Schulreise geht dieses Jahr mit der

Waldenburger Bahn

ins **Bölchen- und Passwanggebiet**

und nach **Langenbruck**

Auskunft erteilt die Direktion in Waldenburg Tel. (061) 7 01 09

Die Gaststätten für vorteilhafte Verpflegung von Schulen

Schaffhausen: **Alkoholfreies Restaurant RANDENBURG** mit schöner Freiterrasse. Bahnhofstr. 58/60, Tel. 053/5 34 51

Alkoholfreies Restaurant GLOCKE nahe Museum, Herrenacker 13, Tel. 053 / 5 48 18

Neuhausen **Alkoholfreies Restaurant und Hotel OBERBERG**
am Rheinfall: schöner Garten am Weg zum Rheinfall, Oberbergweg,
Telephon 053 / 5 14 90



Café Kränzlin



ST.GALLEN
AM UNIONPLATZ

Prima Patisserie, Glace, erstklassige kalte u. warme Küche, diverse Weine und Biere.
H. Kränzlin, Tel. 2 36 84

**Kurz und klar!
Träf und wahr!**

Eine Anleitung
zu gutem Stil

von Hans Ruckstuhl

Schülerheft: einzeln 90 Rp., 2-9 Stück je 80 Rp., 10-19 Stück je 75 Rp., von 20 Stück an je 70 Rp.

Lehrerheft (Schlüssel):
Fr. 1.50

Bestellungen richte man an den Verlag der Neuen Schulpraxis, Gutenbergstrasse 13, St.Gallen.

« Adler » Pfäfers-Dorf

Guter Gasthof am Wege zur **Taminaschlucht**.

Metzgerei und Landwirtschaft, grosser Garten. Saal für Schulen und Vereine. Mässige Preise. Reichlich serviertes Essen. Familie Grob, Tel. (085) 91251

Berücksichtigen Sie bitte unsere Inserenten, und beziehen Sie sich bitte bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Neue Schulpraxis.

Bewährte Schulmöbel



solid

bequem

formschön

zweckmässig

**Basler
Eisenmöbelfabrik AG
SISSACH / BL**

**Sissacher
Schul Möbel**

Sommerferien in der italienischen Schweiz

Der Tessin und seine Nebentäler vereinigen auf kürzester Entfernung Gebirge, Strand- u. Seebäder und bieten durch die Beständigkeit der schönen Witterung äusserst lohnenden Erholungs-Ferienaufenthalt

Bellinzona Die mittelalterliche Stadt der Burgen. Ruhige Ortschaft. Sehenswürdigkeiten. Schöne Spaziergänge und Ausflüge in d. Seitentäler. Strandbad, Tennis, Bocciasspiele, Flussfischerel, Weinberge. Weingegend. - Sich wenden an «Pro Bellinzona» in Bellinzona.

Locarno, die Gartenstadt Kursaal - Strandbad - Golf - Tennis und alle Sports. - Ausflugszentrum in die romantischen Täler: **Maggia - Centovalli - Verzasca**. Regionalbahnen. Drahtseilbahn zur Madonna del Sasso - Orselina-Monti Trinità - Brione.

Gambarogno am linken Ufer des Lago Maggiore (Strecke Bellinzona-Luino). Dörfer mit guten Hotels, Pensionen und Restaurants: Magadino, Vira, S. Nazzaro, Piazzogna, Gerra, S. Abbondio, Caviano. Natürliches unberührtes Gebiet des Kantons Tessin. Ideale Lage für die Ruhe. Sehr schöne natürliche Strände. Spazierfahrten mit dem Schiff (in der Nähe Brissago-Inseln) und leichte Ausflüge bis 2000 m ü. M. Postauto nach Indemini. Wunderbare Aussicht auf Seen, Berge und Alpen. Pro Gambarogno, Gerra.

Lugano Strandhotel Seegarten Gediegenes Familienhotel in ruhiger Südlage, direkt am See. Eigenes Strandbad. Jeder Komfort. Gepflegte Küche. Terrassen-Restaurant. Prospekte auf Verlangen. Telefon (091) 2 14 21. Besitzer und Leiter: **Familie Huber-Soom**

Kennen Sie das romantische Bergdörfchen **Novaggio** im Herzen des Malcantone? Verlangen Sie den Prospekt unseres Hauses. Viel Sonne und Ruhe. Nette Zimmer. Gute, reichliche Verpflegung. Grosser Garten. Pensionspreis ab Fr. 10.50. Gratisfahrt mit Hotelauto Lugano-Novaggio, ab 10tägigem Aufenthalt. Fam. Bertoli-Friedli, Telefon (091) 363 49
Hotel Berna-Posta

Dalpe Leventinatal Hôtel des Alpes 1200m ü. M. Telefon (094) 9 1224. Propr. Ch. Gianella. Mit Restaurant-Bar, Terrassen und Garten. Spezialküche. Pensionspreis schon ab Fr. 12.50. Exkursionszentrum: Tremorgiosee, Campo Tencia mit Crozlinagletscher (7 Gipfel über 3000 m).

Bleniotal Vom Lukmanier bis Biasca breitet sich das sonnige Tal zwischen zwei mächtigen Bergketten aus. Landschaft mit ruhigen und weichen Linien des Südens. Elektr. Bahn Biasca-Acquarossa.— Postauto von Acquarossa nach Olivone-Disentis-Ponto-Valentino-Corzoneso.— Seilbahn Malvaglia-Ponterio.— Thermalbäder in Acquarossa. Die fröhlichen Dörfer des Bleniotales bieten Ihnen reizende Ferien. « **Associazione pro Blenio-Acquarossa** »

Malcantone Herrlicher, idealer Sommeraufenthalt in der Landschaft von Lugano. Strandbäder, Tennis, Golf, Fischerei, Flugplatz und Bergtouren. Elektrische Bahn und Dampfschiff von Lugano, Autopost. Gutgeführte, komfortable Hotels und Familienpensionen in allen Preislagen. Prospekte durch Verkehrsbüro in Caslano (Tessin).



Spanschachteln
Spankörbe
Holzsteller
zum Bemalen in verschiedenen Modellen, beziehen Sie vorteilhaft bei **Ernst Bühler**

FRUTIGER HOLZSPANINDUSTRIE
Ried-Frutigen, Telefon (033) 91783



seit 1914 anerkannt als Qualität in Stadt u. Land
Verlangen Sie illustrierten Prospekt u. Preisliste
E. Knobel, Zug, Nachf. v. Jos. Kaiser
Möbelwerkstätten Schulwandtafeln
Eidg. Meisterdiplom Tel. (042) 4 22 38



**BLOCK-
FLOTEN**

H. C. FEHR, THEATERSTR. 10, CORSO, ZÜRICH 1

Berücksichtigen Sie bitte unsere Inserenten!

*Tischhöhe und Stuhlhöhe
für jeden Schüler
nach Mass*



Anderswo wäre ein Schulbank-Austausch durch den Abwart nötig gewesen . . . Hier aber, an Embru-Schulmöbeln, wickelt sich das Anpassen der Tisch- und Stuhlhöhe ohne jede Umständlichkeit ab: Eben hat der Lehrer seinen grossen Kurbelschlüssel geholt, diesen aufgesteckt - und jetzt dreht er. Der Zentimeter-Index am Tischbein (und jener am Stuhlbein) sagt ihm zuverlässig, wann die Übereinstimmung mit der Körperlänge des Kindes erreicht ist.

Die Embru-Schulmöbel sind ausserordentlich solid gebaut; muss doch kein anderes Mobiliar nur annähernd das aushalten, was Schüler und Lehrer von diesen so vielseitig verwendbaren, praktischen Embru-Tischen und Embru-Stühlen alles verlangen.

embru

EMBRU-WERKE

RÜTI (ZCH)

TEL. (055) 233 11